

São Teotónio Nã Dorme

São Teotónio schläft nie

Eine Dokumentation von Barbara Wimmer

Zwischen Globalisierung und Lokalität



Noch gibt es traditionelle Läden im Dorf, in denen die Zeit still zu stehen scheint. Doch draußen dreht sich die Welt schnell und Globalisierungsprozesse haben auch hier das Leben aller verändert.

Am Ende Europas, dort, wo der raue, scharfkantige Fels den tobenden Atlantik ablöst, wird São Teotónio plötzlich in die Globalisierung katapultiert und dessen Einwohner sehen sich in einem unaufhaltsamen Strudel des Fortschritts wieder. Es ist schon verrückt, was ein so kleines Dorf zu einem so großen Thema, der Globalisierung, zu berichten hat und wie unterschiedlich man es hören kann.

Während die Fischer hier früher gegen die Naturgewalten des atlantischen Ozeans ihre Boote aus dem Wasser nahmen und bei den Klippen hoch oben sicherten, können sie sich diesem von Menschen gemachten Sturm kaum mehr entziehen.

Unterschiedliche Perspektiven

Das Begleitheft zur Ausstellung zeigt facettenreiche Geschichten über dieses Dorf. Themen wie die Verwebung vom Globalen mit dem Lokalen werden ebenso behandelt wie der Konflikt von Interessengruppen oder die Rolle des kulturellen Erbes. Unterschiedliche Perspektiven auf verschiedenen Ebenen deuten auf vielschichtige Prozesse. Dabei steht Kunst neben Wissenschaft, subjektiver Text neben journalistischem Aufsatz, Tagebucheinträge neben Fotografien.

Dr. Werner Krauss leitet mit seinem Aufsatz das Begleitheft ein. Er selbst hat in den 90er-Jahren dort Feldforschung betrie-

ben. In seiner Monographie „Hängt die Grünen“ geht er der Frage nach, ...wer eigentlich welche Natur schützen will und welche Kultur der Natur der Naturschutz hervorbringt.“

Damals wie heute ist die Gegend von Relevanz für die Ethnologie, und eine junge Generation von Forschern macht sich auf den Weg: Erik Blasor, ein Doktorand der Ethnologie an der Universität Köln, forscht seit mehreren Jahren über wirtschaftspolitische Fragen in Portugal.

Duska Roth ist Ethnologin und arbeitet als freie Journalistin. Sie interviewte Professor Brumann, Professor für Ethnologie am Max Blank Institut Halle, zur Verbin-

dung zwischen Globalisierung und Tradition.

Tania Santos, Sozialpädagogin und Projektkoordinatorin des Integrationsprojekts in São Teotónio, gibt uns eine Innenperspektive über die migrantische Situation in São Teotónio.

Neben der kulturalanthropologischen „Brille“ und der sozialanthropologischen Analyse wird vor allem aber das fotografisch-subjektive Essay mit den dazugehörigen Tagebucheinträgen der Autorin der Ausstellung vorgestellt. Barbara Wimmer berichtet mit einem besonderen Blick über die Ereignisse – einzelne Personen erzählen ihre Geschichten, während sie selbst ein Teil davon ist. ■

Themen

Vortrag zur Ausstellung Schlaf – Wandel Dr. Werner Krauss.....	2
Zwischen Naturschutz, Politik und ökonomischer Entwicklung Barbara Wimmer.....	5
Interessenskonflikte im Naturpark – ein institutionell umstrittener Raum Erik Blasor.....	5
Was passiert in der Dorfkultur? Barbara Wimmer.....	7
Before they pass away	8
Currently.....	10
Newcomers – Hoffnungen in Europa.....	12
Unsere Schätze Die Tradition wiederbeleben oder neu beleben? – Reviver! Eine kulturalanthro- pologische Beobachtung Barbara Wimmer.....	13
Tradition als Reaktion auf Globalisierung? Eine Begriffsklärung mit dem Ethnologen Christoph Brumann Duska Roth.....	15
Wie es weitergeht	19
Zu Hause in der Globalität – Kinder zwischen den Stühlen Barbara Wimmer.....	20
Ein Überblick über die migrantische Situation in São Teotónio Tania Santos	21



Das kleine Dorf mit rund 5 500 Einwohnern liegt an der Grenze zum Naturschutzgebiet „Parque Natural da Costa Sudoeste Alentejana e Costa da Vicentina“.

Dr. Werner Krauss

Schlaf – Wandel

Eine exemplarische Geschichte über das bizarre Schicksal von São Teotónio. Vortrag im Rahmen der Ausstellung

Vor 25 Jahren fand in Rio de Janeiro der Weltgipfel zu Umwelt und Entwicklung statt. Globalisierung, Klimawandel und die Notwendigkeit einer nachhaltigen Entwicklung wurden dort zusammen buchstabiert, die Welt wurde zu einem globalen Dorf, in dem alles mit allem zusammenhängt. Zur selben Zeit machte ich als Ethnologe eine Forschung zu Umweltkonflikten, ökologischem Diskurs und nachhaltiger Entwicklung an der portugiesischen Südwestküste, am geographischen und ökonomischen Rand Europas. Von Rio aus gesehen war dieser scheinbar von Gott und der Welt verlassene Winkel das globale Dorf, das nun Teil einer nachhaltigen Zukunft werden sollte. Bereits Ende der achtziger Jahre beschloss die europäische Union, strukturell benachteiligte Regionen, wie es im schönsten EU-Sprech heißt, nachhaltig zu entwickeln. Der Naturpark südwestlicher Alentejo und vizesinische Küste wurde gegründet, um die Begehrlichkeiten von Investoren im Zaum zu halten, die Küste zu schützen und mittels regionaler Wirtschaft und Ökotourismus Entwicklung zu fördern. Alle waren sich einig, Lokalpolitiker, Wissenschaftler, das Umweltministerium und Brüssel. Umwelt erschien als eine administrative Möglichkeit, die allfällige Korruption, bei der Fördergelder aus Brüssel in

dunklen Kanälen verschwanden, zu beseitigen und die Verwaltung zu modernisieren. Soweit der Plan.

Kilometerlange Plastikbahnen im Naturpark

Heute kann man im Rückblick feststellen, dass sich die globale Vision von Rio hier tatsächlich verwirklicht hat, nur wahrscheinlich anders als gedacht. Die Welt ist nach São Teotónio gekommen. Die Welt kommt in Form von Arbeitsmigranten und internationalen Agrarkonzernen, die die Küstenebene in ein Treibhaus aus kilometerlangen Plastikbahnen verwandelt hat, Hektar um Hektar, errichtet und betrieben von Tausenden von Billiglohnkräften aus aller Herren Länder. Und von hier aus gehen die Himbeeren in alle Welt, sauber abgepackt in kleinen Schälchen, auch im Winter in Ihrem Supermarkt erhältlich. Ob diese Entwicklung nachhaltig ist, darf bezweifelt werden; ob es sich überhaupt um Entwicklung handelt, kommt wohl auf den Standpunkt der Betrachterin an, die in diesem Fall die Ausstellungsmacherin Barbara Wimmer ist. Ihr Blickwinkel ist emphatisch, mit den Menschen, die dort wohnen, schon immer oder nur vorübergehend oder nur in der Erinnerung.

Der Naturpark existiert noch heute, die Küste von Sines bis

Sagres gilt als ein Juwel. Die New York Times preist den Alentejo als einen Wein, der mit dem Alter immer besser wird, und Touristen aus aller Welt genießen die Pousadas und den Luxus eines *tourismo rural*, der sich dort auch tatsächlich entwickelt hat.

Selbst in São Teotónio, das außerhalb des Naturparks liegt und die Küste mit der Serra vereint, finden sich deutsche Touristen, die hier auf dem famosen Wanderweg, der an der Steilküste entlangführt, Station machen. Ob sie das Meer aus Plastik wahrgenommen haben, das zwischen der Steilküste und São Teotónio sich über viele hundert Hektar in Form von Treibhäusern ausbreitet, ist fraglich. Auf der mehrere Kilometer breiten Küstenebene, die von einem ausgeklügelten Bewässerungssystem durchzogen ist, ist eine eigenartige Welt entstanden, die so unreal erscheint wie das Sonnenlicht, das sich hier auf den Dächern der Gewächshäuser bricht und rote Früchte wachsen macht, tonnenweise. Doch offensichtlich kann der amerikanische Tourist auf seiner 36-Stunden Portugalvisite sie genauso gut als Fata Morgana abtun wie der naturverbundene Küstenwanderer. Allenfalls werden sie sich wundern, sollten sie sich nach São Teotónio verirren, warum sie hier auf so viele andere Ausländer

treffen, die ganz offensichtlich keine Touristen sind. Auf Bulgaren, Albaner, Mazedonier, Thai-Länder, Nepalesen, Vietnamesen. 25 Jahre nach Rio ist ein guter Zeitpunkt, kurz zurückzublicken.

Rückblick

Der Alentejo war immer das Armenhaus Europas, und jedes neue Regime, ob demokratisch oder nicht, versuchte es zu entwickeln. Unter dem Diktator Salazar sollte es die Kornkammer der Nation werden, mit den landlosen Tagelöhnern als glücklichen Kindern eines gütigen Patrons – eine Vision, die sich in der Realität leider als Terrorherrschaft einer dysfunktionalen Familie erwies, welche soziale und ökologische Beziehungen bis zum Zerreißen strapazierte. Nach der Nelkenrevolution von 1974 kam es zur vorsichtigen Besetzung von Latifundien mit dem Schlachtruf „a terra a quem a trabalha“, das Land denen, die es bearbeiten, und viele hundert Kooperativen blühten auf wie aus dem Nichts. Der Preis für den Beitritt zur EU im Jahr 1986 war das Ende der Kooperativenbewegung, die Großgrundbesitzer kehrten zurück und bepflanzten das Land mit der neuen Wunderpflanze, dem Eukalyptus, die Arbeitskräfte emigrierten oder gingen das



Erbeeren mit Sahne. In den Plastiktunneln werden Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren oder Blaubeeren für den mitteleuropäischen Markt angebaut.

neoliberale Risiko des Subunternehmertums in der Holzwirtschaft ein. Die Hitzewellen im Sommer mögen auch dem Klimawandel geschuldet sein, doch dass Portugal jedes Jahr brennt, liegt vor allem an diesen Monokulturen, welche sich auf den Hügelketten hinter São Teotónio erstrecken und Begehrlichkeiten unter konkurrierenden Subunternehmern wecken. Doch die Küstenebene zwischen dem Meer und der Serra hat ihre eigene Geschichte, die sich im Schicksal São Teotónios auf eindrucksvolle und oft bizarre Weise widerspiegelt. Hier wurden Arbeitskräfte gebraucht, und zwar solche, die billig waren. So billig, dass sich manche portugiesische Familie auf die Reise und damit Platz machte für solche, die hier ein besseres Leben als dort, wo sie herkommen, zu finden trachten. Es ist viel Bewegung in São Teotónio, oder, wie Barbara Wimmer es treffend nennt: São Teotónio schläft nicht.

Anfänge der Agrarindustrie

Als einer der ersten neuen Investoren an der Küste trat Ende der achtziger Jahre ein französischer Playboy auf, Thierry Roussel, Ex-Ehemann von Christina Onassis, Tochter und Erbin des legendären griechischen Tankerkönigs. Thierry Roussel baute die

ersten Treibhäuser, um Erdbeeren für den europäischen Markt anzupflanzen, seinem Playboyleben einen Sinn zu geben und um Arbeitsplätze in der Region zu schaffen, wie er treuherzig verkündete. Bei den Genehmigungen übergab das Wirtschaftsministerium den Naturpark, der sich damit begnügte, kleine Landwirte mit Genehmigungsverfahren zu ärgern. Die EU subventionierte, die Lokalpolitik erhoffte sich Arbeitsplätze, die Naturschützer stöhnten und die Arbeiter fuhren im Morgengrauen zu den estufas, den Treibhäusern. Nach wenigen Jahren mit vielen Konjunktoren verschwand Thierry Roussel über Nacht mit dem Flugzeug und hinterließ ein Chaos aus Plastikmüll, leckenden Chemiefässern und mehreren Monaten ausstehender Lohnzahlungen. Den Arbeitern blieb nichts anderes übrig, als ihr Glück woanders zu suchen, und sie führten so die portugiesische Tradition der Emigration fort, während auf Roussel neue und auch größere Investoren folgten. Er war skandalös gescheitert, doch er war vielleicht nur als Unternehmer gescheitert – andere nach ihm waren erfolgreicher. In seinem Umfeld hatten sich bereits andere Investoren angesiedelt, die leiser und geschickter wirtschafteten. Portugiesische Firmen und internationale Konzerne bauen sogenannte rote Früchte, vor al-



Diese zwei Inder warten auf ihren Arbeitseinsatz im Gewächshaus.

A Praia da Amalia

Bei Tripadvisor schwärmen die Touristen über einen Geheimstrand, über ein kleines Paradies. Ein langer Fußmarsch durch Tore aus Bambus und Schilf, entlang eines romantisch plätschernden Baches und dschungelähnlicher Vegetation, duftendem Eukalyptus und Heidekraut, trennt das ehemalige Ferienhaus von Amalia Rodrigues – der famosen Fadosängerin Portugals – und dem Sprung in die Wellen des Meeres. Da vergisst man schnell, wo man eigentlich ausgestiegen ist und das Auto geparkt hat. Nämlich neben einer Wand aus Plastik, hinter welcher sich kilometerlange Gewächshäuser verbergen.

Noch zu Lebzeiten von Amalia Rodrigues begann Thierry Roussel hier mit dem Anbau von Erdbeeren. Er hinterließ ein Erbe aus Plastikmüll und leckenden Quemiefässern. Es wird spekuliert, dass hier Agent Orange und ganz sicher Senfgas zum Einsatz kam. Und was kümmerte es ihn, wenn nach einem Bad in der Bucht von Amalia – wie der Strand heute heißt, einem die Haare ausfallen würden? 1991 kamen letztendlich vierzehn Arbeiter mit Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus. Dann wurden kurzerhand eben marokkanische Arbeiter eingeflogen.

Nach Roussel sollten noch weitaus größere, multinationale Firmen kommen und den gesamten, kilometerlangen Weg von der Nationalstraße bis hin zur Küste mit Plastikgewächshäusern vollpflastern und tausende Arbeiter aus der ganzen Welt für die Ernte importieren.

Was würde Amalia Rodrigues dazu sagen?

„Lágrimas

„Cheia de penas, cheia de penas me deito
E com mais penas, com mais penas me levanto
No meu peito, já me ficou no meu peito
Este jeito, o jeito de te querer tanto

Desespero, tenho por meu desespero
Dentro de mim, dentro de mim o castigo
Não te quero, eu digo que não te quero
E de noite, de noite sonho contigo

Se considero que um dia hei-de morrer
No desespero que tenho de te não ver
Estende o meu xaile, estende o meu xaile no chão
Estende o meu xaile e deixo-me adormecer

Se eu soubesse, se eu soubesse que morrendo
Tu me havias, tu me havias de chorar
Por uma lágrima, por uma lágrima tua
Que alegria me deixaria matar

Uma lágrima, por uma lágrima tua
Que alegria me deixaria matar“

lem Himbeeren, an. Sie sind in der Vermarktungsgesellschaft Lusomorango zusammengeschlossen. Hauptanteilseigner aber ist Driscolls, ein kalifornischer Konzern, der laut dem Expresso Weltmarktführer auf dem Gebiet rote Früchte ist und mehrere hundert Hektar vor den Toren São Teotónios bewirtschaftet, mit nach oben offenen Margen.

Arbeitskräfte müssen importiert werden

Die klimatischen Bedingungen sind perfekt, die Löhne nach wie vor niedrig, allein die Notwendigkeit, Arbeitskräfte importieren zu müssen kontrastiert mit dem Export der süßen Früchte. Wäh-

rend die jungen Portugiesen auf der Flucht vor Billiglöhnen und den Folgen von Finanzkrise und Austeritätspolitik ihr Glück im Ausland suchen, trifft man in São Teotónio auf Pakistani, Kambodschaner, Weißrussen, Inder, Ukrainer, Thailänder, Guyaner und Kapverdier, Holländer und Deutsche, Rumänen und Albaner, Marokkaner, Brasilianer, Mosambikaner, Franzosen, Chilenen, Peruaner, Moldaven, Kubaner, Argentinianer, Dänen und Engländer, Russen, Chinesen, Nepalesen und vor allem: Bulgaren. Sie sind ein fester Bestandteil von São Teotónio – jeder fünfte Einwohner in São Teotónio Portugal und vor allem im Alentejo.



Oftmals gehe ich an dieser Bank in der Nähe von der Schule vorbei. Sie lädt zum Ausruhen und zum Schauen ein. Jeder der hier sitzt hat eine eigene Perspektive auf São Teotónio.

Kaum einer der Bulgaren ist bei der Behörde gemeldet. Sie werden von den Konzernen direkt angeworben oder Familienangehörige ziehen im Rahmen der europäischen Freizügigkeit einfach nach, und es gibt an der Küste verschiedene Zuständigkeiten wie den regionalen Entwicklungsplan, den Naturpark oder die Agrarbehörde. Zudem gibt es die lange Tradition des clandestino, des illegalen Einwanderers, aber auch des Bauens oder Vermietens ohne Genehmigung. Die Arbeitskräfte sind alle auf der Suche nach einem besseren Leben, viele fliehen vor sozialer, politischer oder ökonomischer Repression, und sie woh-

nen oft unter elenden Verhältnissen, zwischen Plastikplanen oder im Auto. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Situation für niemanden einfach ist. Es gibt sprachliche, kulturelle, soziale und ökonomische Barrieren und Dynamiken, die nur schwer zu durchschauen sind. Kommen die Bulgaren wirklich alle aus demselben Dorf, in einer nun schon Generationen übergreifenden Konstanz? Oft sind es auch die Frauen, die zuerst Arbeit finden, da sie weniger Lohn bekommen, während die Männer auf der Straße herumstehen. Es gibt natürlich Klagen über das Nebeneinander der Kulturen, es ist die Rede von einer dramatischen

Zunahme an Teenageschwangerschaften, und viele sind auch nur auf der Durchreise nach England oder Polen oder wo auch immer vielleicht etwas Besseres zu finden sein wird.

Und doch ist das Schicksal der Migration den Einheimischen nicht fremd. Es gehört seit der ewig währenden Diktatur zum portugiesischen Leben, und auch schon vor der Invasion der heutigen Arbeitskräfte gab es Imigranten ganz anderer Art: zuerst die Rückkehrer nach der Revolution aus den Kolonien und später die Aussteiger aus Nordeuropa, die hier ein anderes Leben suchten. Und hier kommt Barbara Wimmer ins Spiel, die nicht nur als Ethnologin mit der Erfahrung von Fremdheit vertraut ist und mit ihrem Fotoessay einen Einblick der ganz anderen Art gibt. Als Kind von Imigranten, das in São Teotónio aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, kehrt sie als Fotografin mit einem empathischen Blick zurück. Empathie bedeutet hier, dass sie die Menschen nicht distanziert betrachtet, sondern als Teil ihrer eigenen Geschichte. Sie kommt und dokumentiert als jemand, die in jeder Begegnung, in jeder Ansicht, in jeder Berührung und jedem Ding ein Stück von sich selbst wiederfindet.

„Ein Stück von Eurem Herzen wird für immer hierbleiben und auf Euch warten.“

prophezeite unsere Vermieterin nach den zwei Jahren Feldforschung unserer Forschung. Wieviel mehr das erst für Barbara Wimmer gilt, kann man in jedem

der Bilder und der sie begleitenden Geschichten sehen.

Viele ihrer damaligen Schulkameraden sind nicht mehr da, und es gibt nur noch wenige Alte, die ihre kleinen Geschäfte betreiben, als ob die Zeit stehengeblieben wäre. Vielleicht ist sie für manche auch wirklich stehengeblieben, neben dem indischen Supermarkt, dem billigen chinesischen Laden oder den Gruppen von jungen Bulgaren, die von den Treibhäu- sern zu ihren Unterkünften zurückziehen. In ihrem Fotoessay sind es vor allem die Dinge, welche den Geschichten der Migranten und der Dagebliebenen Leben verleihen: die längst verstaubten Gegenstände, der Schimmel, die Kälte im Winter, die Töpfe und Haushaltsgegenstände, die noch von einer Zeit künden, als diese öffentlich waren und ein Anlass für den Austausch von Waren.

Eine Tradition, die auch viele der Migranten kennen, und bei aller Fremdheit findet Barbara Wimmer auch die Lücken, durch die das Licht scheint, wenn auch oft nur spärlich und undeutlich.

Mehr als alle Statistiken und sozialkritischen Interpretationen zeigt Barbara Wimmer, was es bedeuten kann, dass die Welt zu einem globalen Dorf geworden ist. Sie ist in vielfacher Hinsicht eine teilnehmende Beobachterin, als studierte Ethnologin, die Fremdheit als Kind erfahren und überwunden und als erwachsene Rückkehrerin wieder zum Thema erweckt hat. Sie zeigt, was oft vergessen wird: auch das globale Dorf wird von Menschen bewohnt. ■



Barbara Wimmer

Zwischen Naturschutz, Politik und ökonomischer Entwicklung

Das Naturschutzgebiet wurde 1988 deklariert und erhielt 2011 unter der Regierung des ehemaligen Präsidenten Passos Coelho einen neuen und widersprüchlichen parlamentarischen Ordnungsplan.

Der Naturpark hat eine Größe von 131 000 Hektar und erstreckt sich entlang der atlantischen Küste bis in die Algarve. Schätzungsweise sind 3 000 Hektar mit Gewächshäusern aus Plastikfolien bereits vollgepflastert. Aktuelle Zahlen gibt es nicht. Pro 200 Hektar Anbaufläche werden ca. tausend Arbeiter benötigt. Viele halten sich illegal auf und suchen eine neue Arbeitsstelle und zum Teil eine neue Heimat. Das kleine Dorf mit insgesamt 5 500 Einwohnern zählt ca. 3 000 legal gemeldete Immigranten. Offizielle Zahlen kennt jedoch keiner. Geschätzt werden aktuell 40 000 Immigranten im Landkreis Odemira, die für unseren Supermarkt die Himbeeren pflücken. Oft leben sie zu zwanzig in winzigen Räumen oder direkt neben der Anbaufläche in prekären Lebenssituationen.

Die gesetzlichen Anforderungen sind für große Investoren in Portugal seit der Finanzkrise sehr optimal und die klimatischen Voraussetzungen für den Anbau von roten Früchten ideal. Darüberhinaus nutzen die großen Landwirte das alte Bewässerungsnetzwerk (Perímetro de Rega do Mira) aus Zeiten der Salazar-Diktatur. Dieses wurde für die Wasserversorgung der Küstenregion in den 60er-Jahren gebaut, um dort die Gegend landwirtschaftlich nutzen und sämtliche Küstendörfer mit Brauchwasser versorgen zu können.

Durch die Nutzung des Bewässerungsnetzwerkes seitens der Agrarindustrie entflammt in der Region ein weiterer Konflikt: Wasser ist in den Sommermonaten sehr kostbar, da es monatelang nicht regnet.

Doch neben der massiven Einwanderung von tausenden Tagelöhnern aus der ganzen Welt und der Wasserversorgung steht die Bevölkerung noch vor einem weiteren Problem. Der Naturpark ist für sie ein wichtiger Bau-

stein ihrer Kulturlandschaft und ihres Identitätskonstruktes, es ist ihr kulturelles Erbe.

Was passiert nun, wenn dieses plötzlich schonungslos ausgebeutet wird und die Bevölkerung eher mit dem Gestank von Chemikalien als mit dem Kräuterduft der Heidenlandschaft konfrontiert wird?

Plastikmüll brennt tagelang

Anwohner klagen bereits über den unterträglich beißenden Geruch unzähliger Chemikalien. Auch sehen sie die gefährliche Nähe von Grundschulen, Spielplätzen, touristischen Anlagen und die unmittelbare Nähe der Strände direkt neben der intensiven Landwirtschaft. Viele bemerken auch, dass Krebserkrankungen gestiegen, dass heimische Algenarten ausgestorben sind, dass keine Schmetterlinge mehr fliegen, keine Frösche mehr quaken und dass die Himbeeren schlichtweg nach nichts schmecken. Doch was können sie dagegen tun?

Wenn riesige Mengen Plastikmüll über mehrere Tage hinweg ungeahndet verbrannt werden können, wo die Dörfer regelrecht im beißenden Dunst der verheißungsvollen Agrarindustrie zu ersticken drohen, verbreitet sich Fassungslosigkeit und Ohnmacht sich gegen diese Entwicklung wehren zu können.

Sie stehen zwischen dem Interessenkonflikt von sechs verschiedenen Institutionen und der Ohnmacht, kein funktionierendes legislatives Regelwerk für das Management des Naturparks zu haben, wie der folgende Artikel berichten wird.

Zum Jahreswechsel 2019 wurden neue Investitionen bekannt: Maravilha Farms, ein Subunternehmen einer Nordamerikanischen Firma, investiert nächstes Jahr rund 10 Millionen Euro und verdoppelt somit seine Produktionsflächen. Sie rechnen mit einer Produktion von 858 Tonnen Himbeeren und 382 Tonnen Brombeeren. Zum Höhepunkt der Produktionen werden ca. neun Lastwägen pro Tag São Teotónio verlassen und auf winzige Landstraßen gen Mitteleuropa fahren. ■



„Bem Vindo no Parque Natural – Willkommen im Naturschutzgebiet“. Mehr und mehr verblasst der Schriftzug auf der Tafel bis zur Unkenntlichkeit. Dahinter fressen sich die Plastikgewächshäuser in die Landschaft.

Erik Blasor

Ein institutionell umstrittener Raum

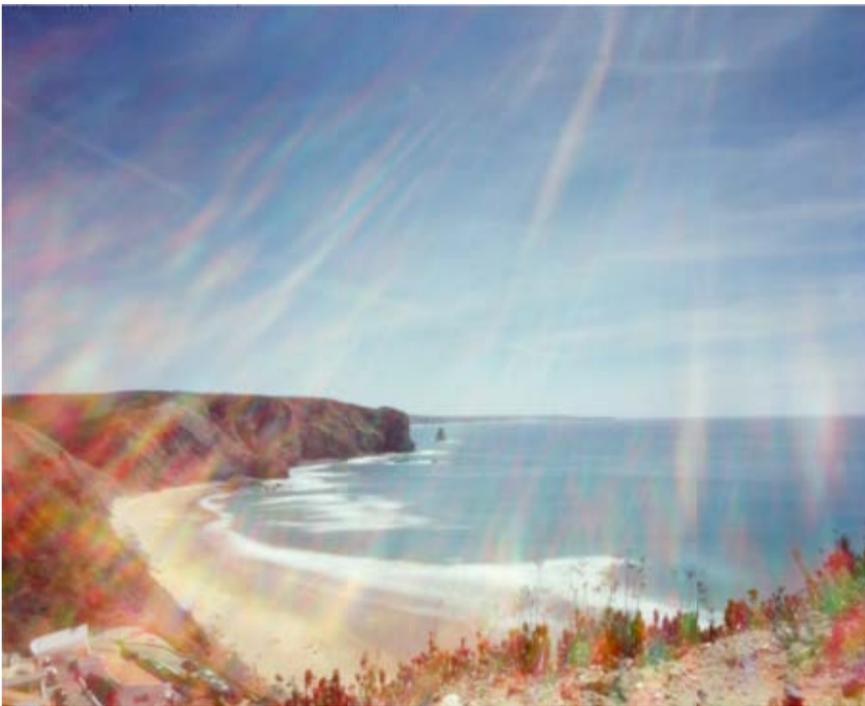
Die Region von São Teotónio ist ein institutionell umkämpfter Raum. Umweltschützer, Politiker, Bürokraten aus der Hauptstadt Lissabon und internationale Großkonzerne der Agrarwirtschaft befinden sich im Wettstreit um Einfluss auf den institutionellen Rahmen von Odemira. „Der institutionelle Rahmen“ definiert das Regelwerk im Naturpark. Im Grunde genommen wird hier bestimmt, wer was darf und wer was nicht darf.

Offiziell wird dieser Rahmen vom Naturpark „Parque natural da costa alentejana e vicentina“ und bestimmt, denn die gesamte Region liegt in diesem Naturschutzgebiet. Eigentlich sollte der Ordnungsplan des Parks alle Regeln ohne Widersprüche festhalten. So einfach ist es in São Teotónio jedoch nicht: neben dem für den Naturpark verantwortlichen ICNF (Institut für Naturschutz und Wälder) beanspruchen noch sechs weitere Organisationen, mit eigenen Regelwerken, die institutionelle Hoheit über die Region.

Die wichtigste dieser Organisationen ist die „Associação de Beneficiários do Mira“, oder kurz ABM. Die Organisation verwaltet das riesige Bewässerungsnetzwerk aus Zeiten der Salazar-Diktatur, den Perímetro de Rega do Mira, welcher inmitten des Parks liegt. Oder eher: der 131 000 ha große Park wurde über den 18.000 ha großen Perímetro de Rega gelegt.

Ende der 60er-Jahre sollte das Bewässerungssystem dafür sorgen, dass auch dieser ärmliche Küstenteil bewirtschaftet wird und Korn für die Kampagne des Weizens beisteuern konnte.

Die niedrige Bodenqualität machte den Anbau von Getreide jedoch nicht rentabel. Entlang des Perímetro de Rega etablierten sich mehr und mehr kleinteilige Rinderzucht anstatt großflächiger Weizenanbau. Doch bereits 1984 begann das junge Unternehmen Frupor in die intensive Landwirtschaft zu investieren. Frupor baut bis heute Karotten, Chinakohl und Grünpflanzen für Blumenarrangements an.



Vier Jahre später wurde das Naturschutzgebiet Parque Natural da Costa Alentejana e costa Vicentino deklariert und eben genau die Flächen des Bewässerungsnetzes miteinbezogen.

Zunehmend begannen zeitgleich einige Unternehmen festzustellen, dass es für Feldfrüchte mit höherem Marktwert wie Erd- oder Heidelbeeren keinen besseren Ort zum Anbau geben kann. Perfektes Klima, relativ kühle Sommer, milde Winter, unglaublich günstigen Zugang zu Wasser (der Kubikliter Wasser kostet in São Teotónio 50% weniger als zum Beispiel in Deutschland oder Holland) und endlose unbestellte Flächen. Ein Traum für jeden Bauern. Das einzige Problem: der Naturpark und die Auflagen des ICNF.

So ringen die Unternehmen seit dreißig Jahren mit dem ICNF um mehr Anbauflächen. Seit ungefähr

zehn Jahren nehmen diese Anbauflächen nun stetig zu, und die Gründe dafür sind nicht schwer zu erkennen. Durch die Wirtschaftskrise wurden Ministerien zusammengelegt, Stellen abgebaut und nach internen Auseinandersetzungen haben einige Ministerien an Einfluss gewonnen (Wirtschaft), während andere (Umwelt) nur noch als Schatten ihrer selbst bezeichnet werden können. Der ICNF ist damit seit 2012 direkt dem Ministerium für Landwirtschaft unterstellt. Mangelnde Ressourcen beim ICNF führen dazu, dass das Institut momentan nicht einmal genau weiß, welche Gebiete innerhalb des Parks bewirtschaftet werden und welche besonders schützenswert sind.

Weil neben den Regeln des Parks noch sechs weitere Regelwerke existieren und niemand genau weiß, an welche sich zu halten ist, wird auf gut Glück hinge-

baut, bewilligt und bewirtschaftet. Überraschenderweise ist es gerade eine Vereinigung von Unternehmen (AHSA), die darauf pocht, Klarheit darüber zu bekommen, was wer wo im Park darf. Unsicherheiten sind für Investoren unattraktiv. In den letzten Monaten wurde daher eine Arbeitsgruppe gegründet, in der Vertreter des ICNF, der Ministerien und der Landwirtschaftsunternehmen daran arbeiten sollen, einen modernisierten Raumordnungsplan zu schaffen. Doch auch da stößt die Ambition der AHSA auf die büro-

kratische Behäbigkeit und vor allem Ressourcenknappheit der Regierungsorganisationen.

Klar ist: Die Region von São Teotónio ist ein institutionell umkämpfter Raum. Momentan ist nur nicht so klar, wer wofür kämpft. Solange kein einheitliches Regelwerk für die Region etabliert wird, werden die Anbauflächen wachsen, bis man vor lauter Heidelbeeren keinen Park mehr sieht. ■

Spaziergang durch S. Testónio

„Als ich mit meinen zwei Töchtern an der Hand durch die Gassen durch das Dorf schlendere, erweckt es in mir Erinnerungen an die Zeit, als ich selbst noch ein Kind war und in diesem Dorf Eingliederung, Anpassung und Fremdheit erfuhr. Als ich von Schulfreundinnen in den alltäglichen Umgang mit sozialen Beziehungen eingeführt wurde, jeden Tag aufs Neue. Ich erinnere mich an das Gefühl, wie es war, mit einer Freundin an eine von diesen hölzernen kleinen Türen, die Haustüre einer anderen Freundin mit der flachen Hand zu trommeln, um zu sehen, ob sie zu Hause war. Jedes Mal, wenn ich als „estranjeira“ (Fremde) dabei sein durfte, war ich stolz, eingeführt zu werden in die Geheimnisse dieser Gesellschaft. Heute stehe ich wieder hier und lebe auf der anderen Seite Europas, dreitausend Kilometer entfernt. Vor 18 Jahren habe ich mich getrennt von der so hart erkämpften Anerkennung als Fast-Portugiesin.

Nun erfasst mein Blick ein Reisebüro mit kyrillischem Schriftzug. Ein paar Schritte weiter befindet sich ein indisches Lebensmittelgeschäft. Ich bin verblüfft und hatte hier im Dorf zuvor noch nie zuvor ein ausländisches Geschäft gesehen.

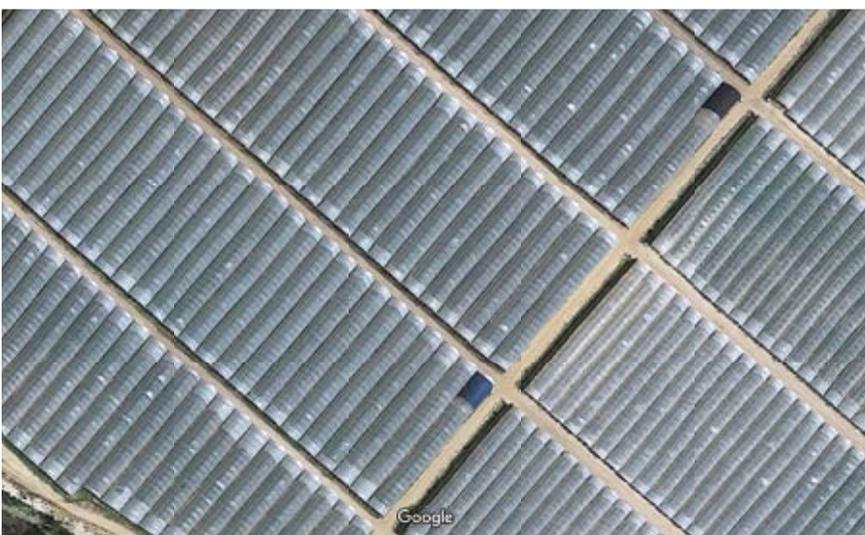
Ein Jahr später kehre ich, mit meinem Schildkrötenpanzer wieder im Frühling, an den Ort meiner Erinnerungen zurück, und er hat sich überraschend verändert. Aus einem indischen Lebensmittelgeschäft wurden vier. Aus ehemals leer stehenden Wohnungen lehnen sich Inder mit Capes und mit dem Smartphone telefonierend aus dem Fenster. Oder verbringen tratschend den Tag vor einem der indischen Lebensmittelgeschäften.

Auf meiner Reise durch das Dorf treffe ich hin und wieder alte Freunde, die in der Ferne leben und nun ihren nostalgischen Blick über das Dorf bei einer Tasse Café schweifen lassen. Auf der Suche nach Wohlstand haben viele junge Menschen das Dorf verlassen und sind mit ihren Koffern Richtung Mitteleuropa oder der Hauptstadt Lissabon gewandert. Viele vermissen den Süden und ihre obligatorische „Saudade“ lässt grüßen. Dennoch möchten sie nicht für immer wieder hierher zurückkehren. Was sind die Perspektiven? Wer nicht im Gewächshaus arbeiten möchte, hat neben der Tourismusbranche kaum Alternativen. Auch der fehlende Wohlstand ist ein entscheidender Grund, nicht wieder in eines der kleinen, kalten und dunklen Häusern zu ziehen. Wo sollen sie sich zum Beispiel an eiskalten Wintermonaten wärmen? Wer je in den Genuss einer Zentralheizung gekommen ist, möchte sie nie mehr missen.

Während die Abwanderung immer weiter fortschreitet, kommen andere von verschiedensten Himmelsrichtungen aus der ganzen Welt mit der Hoffnung, in Portugal ein besseres, friedlicheres Leben zu finden. Dennoch sehen viele der Fremden ihre Zukunft nicht für immer hier in Portugal.

Auf meiner Reise durch das Dorf begegnen mir jetzt kichernde, bulgarische Jugendliche; telefonierende, Flip Flops-tragende Inder, Inderinnen im Sari, Pakistani mit ihrer typischen Salwar Kameez Bekleidung, Punjabis mit Turban und ein paar angetrunkene Thailänder, die es sich mit ein paar Bierflaschen auf dem Dorfplatz bequem gemacht haben. Ich sehe chinesische Gemischtwarenläden, in welchen bulgarische Landarbeiterinnen nach der Arbeit in Gummistiefeln eintreten, um sich dort Kleidung und Unterwäsche zu kaufen. Ich beobachte, wie indische Männer in Arbeitsagenturen für Tagelöhner Schlange stehen und wie sie ihre Frauen sonntags ausführen.

Wo sind die tratschenden Weiber auf der Straße, die geheimnisvoll ihre Köpfe zusammenstecken und über diesen und jenen lästern? Doch endlich, einige bekannte Gesichter sehe ich noch immer über die Straße huschen. Und ein paar der alten, bekannten, weisen Männer sitzen immer noch im gleichen Alterungszustand auf den provisorisch eingerichteten Bänken im Dorf herum, als wäre die Zeit stehengeblieben. Sie werden von den hunderten Touristen im Frühjahr wie im Sommer als Ikone einer vergangenen Zeit und als romantisierendes Bild fotografiert, und als Beispiel von Ursprünglichkeit zu Hause den Freunden und der Familie vorgeführt.“ – Tagebucheintrag



Gewächshäuser bis zur Steilküste aus der Vogelperspektive.

Barbara Wimmer

Was passiert in der Dorfkultur?

Ein fotografischer Essay – Einblicke in den sozialen und kulturellen Wandel

Die empirische Kulturwissenschaft beschäftigt sich klassischerweise mit dem Alltäglichen, mit dem Selbstverständlichen. Das, was uns im Alltag umgibt, seien es Töpfe, Geschirr, Wackelackel, Gartenzwerge oder auch die Schaufenster eines Geschäftes, an welchem wir jeden Tag vorbeigehen, sind Gegenstände der Analyse in den Kulturwissenschaften. Was uns als gewöhnlich erscheint ist jedoch bei besonderer Betrachtung ein wichtiger Bestandteil unserer materiellen wie immateriellen Kultur.

Der Alltag ist neben den Gegenständen auch durch Situationen im öffentlichen Raum bestimmt, wie zum Beispiel Schaufenster. Zu einem ganz alltäglichen Erscheinungsbild einer Bevölkerung gehören Geschäfte. Sie sind ein prägender Faktor von Lebenswelten und kennzeichnen Orte, an denen Kommunikation und Austausch von sozialen Beziehungen stattfinden. Sei es durch die symbolische Anordnung von Dingen im Schaufenster, sei es ganz klassisch durch das Nutzen der Läden im Alltag: konsumieren und kommunizieren.

Geschäfte und Schaufenster stehen im Zentrum der Öffentlichkeit und daher auch der menschlichen Lebenskultur. Sie bieten folglich eine besondere Relevanz für die Analyse von kulturellen Gegebenheiten und können wie ein Text gelesen werden.

Für Barbara Wimmer fungieren sie als eine Art Schablone, mit welcher sie mehrere parallel laufende Prozesse abliest und verbildlicht. Zum Beispiel sieht man auf ihren Bildern neben den „vom Aussterben bedrohten“ Läden die neu entstehende Lebenskultur im Dorf.

Der Wandel in der Sozialstruktur verändert die dörfliche Alltagskultur enorm. Auch nationale politische Maßnahmen zur Modernisierung des Landes, wie die stricte Umsetzung der Hygieneverordnungen der EU, tragen zur veränderten Alltagskultur bei. Die alten Geschäfte verschwinden leise aus dem Dorfbild, während stetig neue Geschäfte eröffnet werden: in einem ehemaligen, zentralen Dorfcafé zum Beispiel verkaufte letztes Jahr ein Chinese seine Waren,



Die Fotografin liest kulturelle Alltagsgegebenheiten wie einen Text und stellt sie als Fallbeispiele vor.

während jetzt ein Dönerimbiss einlädt.

Barbara Wimmers Fallbeispiele zeigen auf, wie sehr jeder Einzelne in diese Prozesse involviert, und gleichzeitig mit in einen Gesamtstrom von Makroprozessen eingegliedert ist, wie beispielsweise der globalisierten Marktwirtschaft.

Die klassischen Soziologen Berger und Luckmann sprechen von der menschlichen Wirklichkeit als „eine gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit“. Von „Menschen geschaffen, bewohnt von Menschen und in unauflöselichem historischen Prozess wiederum an Menschen schaffend“. Ganz in diesem Sinne zeigen die Fotografien und die begleitenden Texte ebendiese Wirklichkeit. ■



Schaufenster und Geschäfte kennzeichnen Orte, an denen Kommunikation und Austausch stattfindet.

Schildkröte

„Ich sitze im Schatten eines Orangenbaumes und genieße den Duft der Orangenblüte. Die Bienen summen, von weitem hört man den Frühlingsgruß des Kuckucks. Es ist nach einem nasskalten Winter endlich warm geworden. Nur mit T-Shirt und kurzer Hose bekleidet warten wir am See auf die im Wasser lebende Schildkröte. Sie kommt jeden Frühling immer wieder hierher, wenn der Wasserspiegel hoch ist. Und sie zieht sich im trockenen Sommer ins kühle Tal zum Bach zurück. Je nachdem verbringt sie ihre Tage dort, wo es für sie am angenehmsten ist.“

Die Grillen zirpen seit ein paar Tagen und immer wieder quakt ein Frosch. Die laue Luft und eine leichte Brise schmecken schon nach Sommer. Währenddessen denke ich über die Ereignisse in São Teotônio nach. Die Kinder halten Ausschau nach der Schildkröte. Wir springen auf. Da, da, da ist sie. Sie taucht ihren Kopf aus dem Wasser und schaut sich um, lässt sich genüsslich vom Wasser tragen. Die sanften Wellen, die ihr elegant schwimmender Körper verursacht, tanzen mit den Sonnenstrahlen zusammen eine elegante Komposition. Mir gefällt dieses sanfte, friedliche Lichtspiel.

Als ich meinen Koffer wieder packe, um Richtung Mitteleuropa aufzubrechen, hat sich die Schildkröte im See schon längst ins kühlere Tal davongeschlichen. Auch ich krieche mit meinem Gebäck und dem schützenden Panzer meiner Identität von einem Ort zum anderen.“ – Tagebucheintrag



Senhor Caspar in seinem Eisenwarenladen.



Senhor Martins arbeitet seit siebzig Jahren hier als Barbier.

Barbara Wimmer

Before they pass away

Die Besitzer alter Läden gehen alle schon auf die achtzig Jahre zu. Fleißig und arbeitsam schließen sie jeden Tag die Türen ihrer Geschäfte auf und warten auf Kunden oder auch Nachbarn zum Plaudern. Viele kommen nicht mehr. In dem dunklen, alten Eisenwarenladen von Senhor Caspar tanzen die Fliegen an der Decke mit dem Inventar einen vergnügten Sonnenstrahlwalzer, sobald Licht durch die Flügeltür gelassen wird.

Senhor Caspar

Beim Eintreten über die alte, steinerne Türschwelle müssen sich meine Augen erst an das düstere Licht gewöhnen, damit ich mich orientieren kann. „Boa Tarde“, Senhor Caspar scheint schon auf mich zu warten. Durch die offenen Flügeltüren haben seine Augen mich schon von Weitem fixiert. Ich frage ihn, ob ich seinen Laden fotografieren darf. Seine Augen leuchten: jemand hat Interesse an seiner Tätigkeit und das ist schon alleine Grund für ein Glücksgefühl.

Ob noch viele Kunden kommen, möchte ich wissen. Na ja, zum Überleben würde es reichen. Das Geschäft gehört ihm und er muss keine Miete zahlen. Er ist

die dritte Generation, die den Laden führt. „Gibt es einen Nachfolger?“ „Nein, glauben Sie wirklich, die Jungen würden sich dafür interessieren? Außerdem lohnt es sich nicht.“

Mit seinen 115 Jahren ist Senhor Caspars Laden einer der ältesten im Landkreis Odemira. Er holt einen Zettel hervor, der scheinbar griffbereit ständig darauf wartet, vorgelesen zu werden. Senhor Caspar hat sich darauf notiert, wie alt der Laden ist, wann er eröffnet wurde, wann er ihn von seinem Vater übernommen hat. Stolz ist er schon auf sein Geschäft. Was hält er von der chinesischen Konkurrenz? „Na ja, billig ist sie halt.“ Aber er bietet dagegen Qualität. Sauer ist er nicht auf sie. Ist halt so, er kann nichts daran ändern. Mit melancholischer Stimme fügt er hinzu, dass es natürlich schade sei, wenn es in S. Teotónio keine kleinen Läden in der Dorfmitte mehr geben wird. Diese Ohnmachtshaltung gegenüber dem Neuen ist ein alt bekanntes Gefühl in Portugal: „Saudade“ (Sehnsucht). Der kleine Mann kann nichts ausrichten gegen die Macht der Mächtigen, der reichen Großgrundbesitzer und der Politiker. Er kann nicht die Entwicklung der Zeit aufhalten oder sie verändern. „Muda tudo“ –

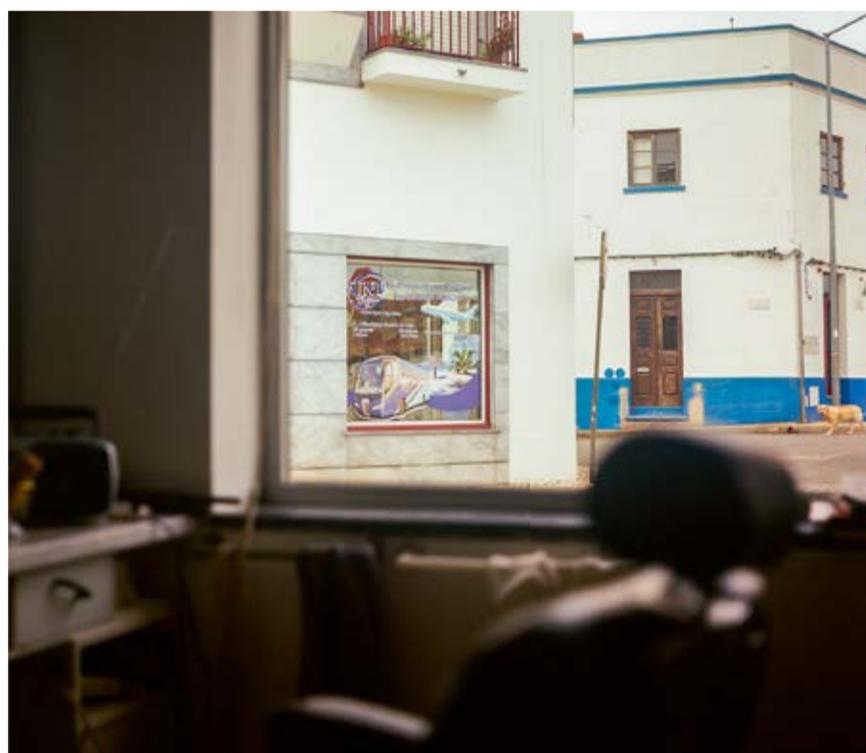
es ändert sich eben alles, und dagegen kann man nichts machen.

Senhor Martins

Der alte Barbier Senhor Martins sitzt in seinem kleinen Laden und zählt die Minuten. Sein kleines Geschäft ist eingeklemmt zwischen dem neuen, schicken Juweliengeschäft einerseits und dem bulgarischen Reisebüro für die Heimreise der zahlreichen bulgarischen Landarbeiter ander-

erseits. Aus seinem Fenster blickt man direkt auf kyrillische Schriftzüge.

Recht verwundert schaut er schon, als ich hereinspaziere, eine junge Frau mit einer alten Fotokamera. Was die wohl von ihm will? Als ich ihn frage, ob ich seinen Laden fotografieren dürfte, fängt er sofort an aufzuräumen. Alles muss an seinen Ort gelegt, restliche Haarsträhnen weggefegt werden. Hastig arbeitet er sich wortlos voran.



Durch das Fenster von Senhor Martins blickt man auf das Reisebüro für die bulgarischen Landarbeiter.



Senhor Álvaro an seinem Arbeitsplatz. In seiner vermeintlichen Unordnung fühlt er sich wohl.

Er arbeitet hier als Barbier schon seitdem er zwölf Jahre alt ist, schon seit siebzig Jahren. Er kann mir nicht sagen, wann er aufhören wird, er will noch so lange arbeiten, bis er morgens nicht mehr aufstehen kann.

Und keiner außer Gott kann sagen, wann das sein wird. Er hofft natürlich, dass er noch lange sein Geschäft aufsperrn kann. Es kommen ja auch noch Kunden zu ihm.

Als ich ihn auf die Veränderungen im Dorf anspreche, zuckt er mit den Schultern. „Bulgaren lassen sich auch bei mir die Haare schneiden.“ Sie sind genauso seine Kunden wie die Portugiesen – er macht hier keinen Unterschied.

Senhor Álvaro

Ein paar Schritte weiter, neben Senhor Caspars Geschäft, suche ich den alten Schuster auf.



Senhora Deolinda zu Besuch bei ihrem Nachbarn Senhor Álvaro. Sie stört die Unordnung nicht.

Die Fenstertür aus Aluminium ist einen Spalt geöffnet und beleuchtet den Eingangsbereich. Im Schaufenster liegt ein achtlos hingelegerter Karton, der als Sonnenschutz für seine handgefertigten Schuhe dient.

Senhor Álvaro arbeitet zufrieden an seinem Arbeitsplatz. Um ihn herum liegen seine Utensilien, halbwegs reparierte Schuhe, offene Schachteln, und machen, was sie wollen. Hin und wieder fertigt er noch die ursprünglichen rauen portugiesischen Schuhe aus Leder und schwarzer Gummisohle an.

Eine ältere Dame sitzt auf einem Stuhl im Lichtschein der hereinströmenden Sonnenstrahlen und hört halbwegs zu. Abwesend, versunken in sich selbst, wartet sie auf das Verstreichen der Zeit. Beide leisten sich gegenseitig Gesellschaft. Mal werden ein paar Wörter gewechselt, mal bleibt es eine ganze Weile still.

Seine Nachbarin möchte dann doch wissen, wann sie im Fernsehen zu sehen sei. Offensichtlich hält sie meine Kamera für eine Filmkamera. Und woher ich komme, fragt sie mich. Bestimmt aus der Großstadt, meint der Schuster. In den Ferien kommen immer wieder Touristen in seinen Laden und staunen über seine Unordnung. Er lacht. In sei-

ner Unordnung fühlt er sich wohl.

Der Betrieb gehörte früher seinem Vater. Ob er daran denken würde, bald aufzuhören? „Na ja, ich bin ja jetzt schon ziemlich alt.“ Etwa sechzig? Das wäre schön, meint er und lacht. Tatsächlich ist er schon 86. Aber solange er noch arbeiten kann, macht er das hier noch. Er ist hier im Umkreis der Einzige, der noch Schuhe reparieren kann. Dennoch werfen die meisten Leute ihre Schuhe lieber weg und kaufen sich neue beim Chinesen.

Der Schuster erzählt von seinem Laden, der ehemals eine große Manufaktur mit rund zwanzig Angestellten war. Der Raum ist chaotisch mit Schuhkartons vollgestopft, Schuhe purzeln aus ihren Schuhschachteln heraus und verstauben. Ein Jahr später kehre ich zurück, um ihm sein Foto zu bringen. Er kann sich nicht mehr an mich erinnern und schaut mich mit großen, grauen, wässrigen Augen an, die in einer unendlichen Tiefe versunken sind. Er scheint abwesend, an einem anderen Ort zu sein. Seinen Hammer, mit dem er die Schuhsohle annagelt, führt er mit einem Automatismus, als gäbe es für ihn nur noch diese eine Handlung, die sein Leben noch lebenswert macht. ■



Der Barbier Luís war sehr aufgewühlt, als ich ihn nach der Situation im Dorf fragte, während sein Kunde dem sehr gelassen entgegenblickte.



Durch das Fenster sehe ich das Immobilienbüro. Dort hängen Fotos von verlassenem Häusern und Ruinen der umliegenden Gegend. Zumeist interessieren sich mitteleuropäische Kunden dafür.

Currently

Neben den alten verstaubten Läden finde ich in São Teotónio auch noch laufende Geschäfte von Portugiesen. Auch wenn sie es schwer haben. Sie müssen nicht nur mit erhöhten Mietpreisen kämpfen, sondern auch mit der nationalen Hygienepolizei (ASAI), die einen strikten Plan verfolgt.

Barbier Luís

Beim Barbier Luís hat sich während meiner langen Abwe-

senheit nicht viel geändert – immer noch das gleiche Inventar, immer noch derselbe, gesprächige Mensch. Nur, dass anstelle eines Kalenders mit barbusigen Frauen jetzt ein Lissabon Benfica Fussballkalender an der Wand hängt.

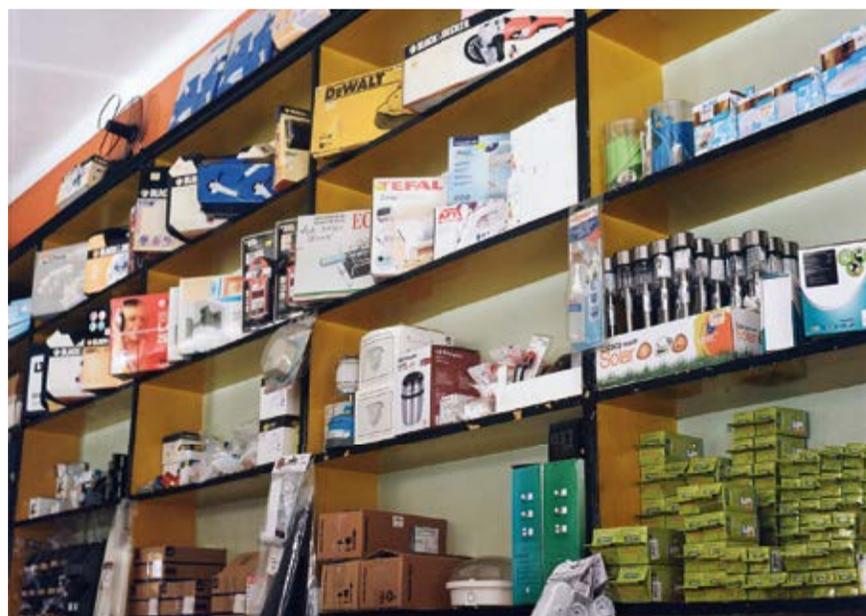
Luís kennt mich nach so langer Zeit immer noch. „Jetzt sind ja soviel Ausländer hier. Ihr wart so wieso eine der ersten“, eröffnet er das Gespräch und fängt sofort damit an, über die jetzige Situation im Dorf zu berichten. Schließlich kennt er so viele Ausländer, weil

sie sich alle von ihm die Haare schneiden lassen.

Es sprudelt aus ihm heraus, wie ein Bach, der endlich davon berichten kann, was er auf seiner langen Reise gesehen hat.

Aufgeregt fuchtelt er mit den Händen herum, während er einem Kunden die Haare schneidet. Konzentriert führt er die Schneidemaschine um die Ohren des Kunden und kürzt ihm mit seinem ausklappbaren, scharfen Rasiermesser mit Holzgriff die letzten Nackenhaare. Währenddessen belehrt er mich weiter über die Situation im Dorf:

„Als erstes waren die Ukrainer da, die sind wieder gegangen. Dann kamen die Bulgaren, nun die Rumänen, Pakistani, Nepalesen, Vietnamesen und Inder. Uff, ich weiß schon gar nicht mehr, woher die alle kommen. Dann gibt es noch die vielen Aussteiger, die in den „Bergen“ wohnen, Tschechen, Deutsche, Holländer, Engländer und so weiter. Es sind so viele. Und sie vermischen sich nicht. Sie bleiben nach Nationalitäten getrennt. Schuld daran ist der Staat, der es gesetzlich zulässt, die Tagelöhner auszubeuten. Viele sind auch illegal hier. Die Polizei macht nicht viel da-



Ob diese Regalböden jemals renoviert wurden? Sie sind Zeugen des ersten Lebensmittelgeschäftes im Dorf.



Senhor Duarte geht sehr entspannt mit der Entwicklung im Dorf um: „Ohne die ganzen Ausländer wären wir doch hier unten gar nichts.“

gegen. Manchmal nehmen sie in den Häusern Razzien vor und kontrollieren die Papiere. Aber, wie als wären sie schon vorab gewarnt worden, erwischen sie fast keinen. Das Problem sind auch die großen Investoren, die jetzt ins Land strömen und Sonderkonditionen besitzen. Die Regierung ist daran schuld. Die ausländischen Agrarindustrien zahlen ja nicht einmal Steuern, weil sie ihren Sitz nicht in Portugal haben, sondern im Ausland.

Und das duldet die Regierung, macht beide Augen zu! Für was? Wenn sie nicht einmal Steuern zahlen! Ich bin mal gespannt, wohin das führt. Hier die Lokalen gewinnen eh nicht viel damit. Im Gegenteil. Sie haben eher Probleme damit. Und das Geld, dass die Feldarbeiter verdienen, schicken sie nach Hause.

Auch, wenn ein paar wenige vom Dorf hier in die Gewächshäuser investieren. Die Menschen vom Dorf sehen das nicht gerne. Sie wissen ja, wohin das führt und dass es unser Naturschutzgebiet ist.“

Senhor Alejo

Senhor Alejo kommt eigentlich aus der Algarve. Er kam mit vielen anderen in die Gegend, als der damalige Diktator Salazar das aufwändige Bewässerungs- und Brauchwassernetzwerk für die Versorgung der Küstenregion er-

bauen ließ. Zwischen 1963 und 1973 bauten tausende Arbeiter, unter geringer Bezahlung und kaum einem Einsatz von Hilfsmitteln, kilometerlange Kanäle, riesige Wasserbrücken und einen großen Staudamm, um das Wasser vom inneren Alentejo bis an die Küste zu leiten.

Senhor Alejo blieb wegen der Liebe in São Teotónio. Er mietete sich den ersten und damals einzigen Lebensmittelladen des Dorfes und baute sich seinen jetzigen Elektrohandel auf. Nun feiert sein Geschäft den fünfzigsten Geburtstag. Das Innenleben, die Wandregale und die Theke blieben bis heute unverändert und erzählen die Geschichte vergangener Zeiten, in denen die Regale nie voll waren, in denen Bürger auf Lebensmittelnachschub warten mussten, in denen Menschen in ihrer Hungersnot am Stoff knabberten und ihn schließlich aufaßen. Nun stehen auf den alten Regalböden neue Elektroartikel und Elektrozubehör.

Die im Laden angestellte Verkäuferin kenne ich. Sie kommt mir vor, als wäre sie ein Teil des Geschäftes geworden, genau wie das alte Regal kein bisschen gealtert zu sein.

Sie spricht mit mir immer noch in derselben Art und Weise wie früher – eine freundliche, kumpelhafte Art – und erzählt mir von dem Verfall hier im Dorf. Gleich gegenüber steht ein ge-

schichtlich bedeutendes Haus. Lange fungierte es als Kornspeicher der Gemeinde. Später als Treffpunkt für all die Dorffrauen, die fleißig und kontinuierlich ein Jahr lang an dem bunten Papierblumenschmuck für die Patrons-feste jeden Juni arbeiteten. Nicht der kälteste Winter konnte sie davon abschrecken. Nun ist es dem Verfall überlassen. Ein ähnliches Schicksal könnte es ereilen wie das Nachbarhaus: ein ehemals kleines Geschäft, bekannt als das Lotteriegeschäft (hier konnte man die begehrten Lottoscheine kaufen, um ein klein bisschen Hoffnung auf etwas Taschengeld zu nähren) musste nach dem Tod des Besitzers einem Immobilienbüro weichen. Das neu errichtete Gebäude macht uns mit seinen im Schaufenster angeklebten Angeboten vehement auf die alleingelassenen und verlassenen Häuser im Dorf, in den Tälern und den Bergen der Umgebung aufmerksam.

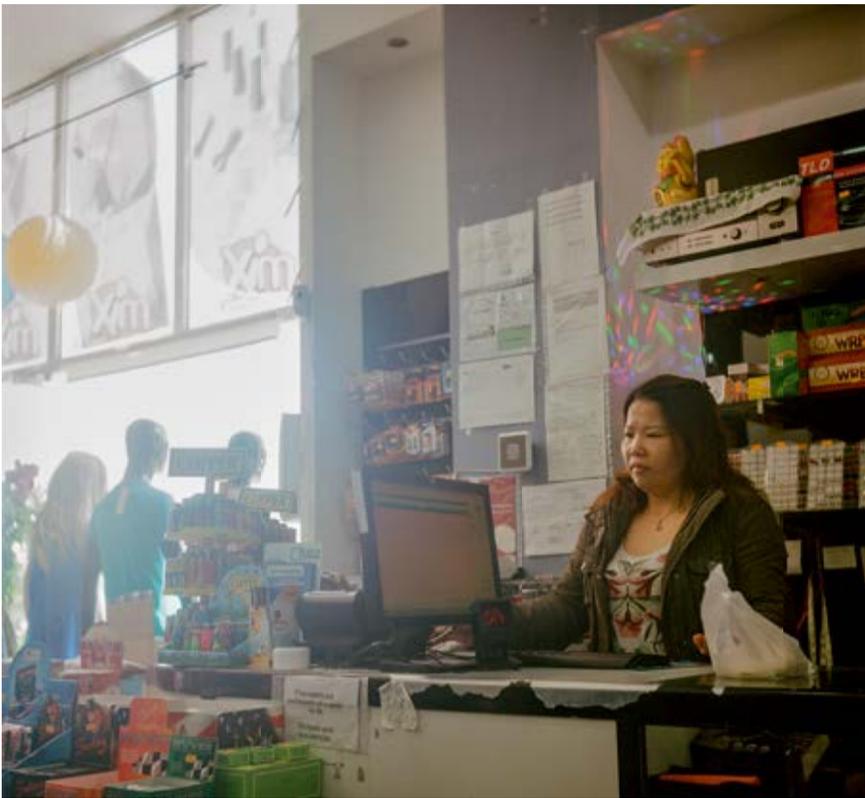
Senhor Duarte

Der Eisenwarenladen von Senhor Duarte ist das neue Pendant zu Senhor Caspars altem Geschäft. Während bei Senhor Caspar im Dorfkern nur mehr alte Nachbarn auf ein Schwätzchen vorbeikommen und die Flügeltüren nur mehr sporadisch geöffnet werden, herrscht bei Senhor Duarte reger Betrieb. Er ist mit meinem Bruder zur Schule gegangen

und es interessiert ihn, was aus ihm geworden ist.

Das Geschäft läuft bei ihm sehr gut. Alle kaufen bei ihm ein, ob die „Aussteiger“ in der Serra oder die Landarbeiter, ob Portugiesen oder Nicht-Portugiesen. Jeder braucht etwas aus seinem Laden – seien es Schrauben, Nägel oder Werkzeug, seien es Gartengeräte oder Gummistiefel. All dies gibt es auch bei Senhor Caspar, nur mit einem Unterschied: Senhor Caspar verkauft Artikel made in Portugal.

„Ohne die Ausländer wären wir hier nichts“, sagt Senhor Duarte und lacht. Gleich dieser erste Satz lässt mich schon erahnen, dass Senhor Duarte eine pragmatische Sicht der Dinge hat. Warum das so sei? „Naja, was wäre hier schon?“, fragt er und zuckt mit den Schultern. „Wer ein bisschen mehr Geld verdienen möchte, haut ab von hier.“ Dabei schwingt er seinen ganzen Arm und wedelt mit seiner Hand in der Luft herum. „Selbst wenn man nach Lissabon geht, was bleibt am Ende vom Monat vom Gehalt über? Nichts. Im Gegenteil. Von den tausend Euro im Monat sind grad mal die Fixkosten gedeckt. Hier unten bekommen die Leute von der Verwandtschaft, die auf dem Land wohnt, noch immer entweder Bohnen oder mal Kartoffeln, mal Fleisch, wenn geschlachtet wird. Und das rechnet sich am Ende des Monats. Es gibt aber leider



Der große „Chinesenladen“ fungiert als Einkaufszentrum São Teotónios. Bulgarinnen spazieren nach einem langen, harten Arbeitstag mit Gummistiefeln hinein, um sich mit hübscher Kleidung zu belohnen.



Im bulgarischen Lebensmittelgeschäft schreiben seine Freunde häufig an und können die Rechnung am Ende des Monats oftmals nicht begleichen.

halt immer noch wenig Arbeitsplätze und die sind eben auch noch sehr schlecht bezahlt. Wer nicht gerade im Gewächshaus arbeiten möchte, dem bleibt noch der Tourismus.“ Aber die meisten würden nach Draußen, „fora“, gehen, weg von hier, ins Ausland. Und was bleibt? „Hätten wir nicht die Ausländer, dann wäre hier nichts. Zum Glück kommen Mitteleuropäer und kaufen die Häuser in der „Serra“. Sonst ist da nichts mehr.“

„Vor einiger Zeit hatte es eine Messerstecherei zwischen Pakistani und Indern gegeben. Und die Bulgaren, die drehen krumme Geschäfte. Aber die Thailänder, ja, die sind sehr angenehm. Auf den Dorffesten, da tanzen sie mit und trinken auch mal ein Bier mit mir.“ Dabei lacht er und geht zur Tür. „Schau, schau, schau schnell her“. Lachend, etwas stolz und verwundert sagt er: „Hast du sie gesehen? Wir haben jetzt auch Inderinnen im Sari.“ ■

Bulgare Wanko

Das bulgarische Reisebüro gleich am Dorfplatz war mein erster Kontakt zu den Bulgaren. Zwei dunkle, korpulente Bulgaren sitzen sich am Schreibtisch gegenüber und sind sehr skeptisch, als ich mit meiner Kamera und meinen vielen Fragen hereinspaziere.

Wanko beteuert mir immer wieder, dass viele aus der bulgarischen Gemeinde jetzt wieder gehen müssten. Viele sind schon weggezogen. „Sie sind schon zu lange hier, das ist eine lange Zeit. Wir kommen fast alle aus dem gleichen Dorf.“ Dabei muss er herzlich lachen: „Wir sind alle

miteinander verwandt. Alle Bulgaren arbeiten in den Stufas (Gewächshäusern). Arbeit gibt es hier genug, doch ob das bisschen Geld, das man da verdient, ausreicht, naja.“

Er schickt mich zu seinem Vater, der ein kleines bulgarisches Lebensmittelgeschäft betreibt. Sein Vater ist von der Situation in Portugal gar nicht begeistert und ärgert sich vor allem über die finanzielle Lage. Am Ende des Monats bleibt ihm kaum etwas zum Leben über. Zuviel Steuern müsste er bezahlen. Hinzu kommt, dass viele seiner Landsleute bei ihm einkaufen und anschreiben lassen. Er zeigt mir ein kleines Heftchen mit Na-

Newcomers

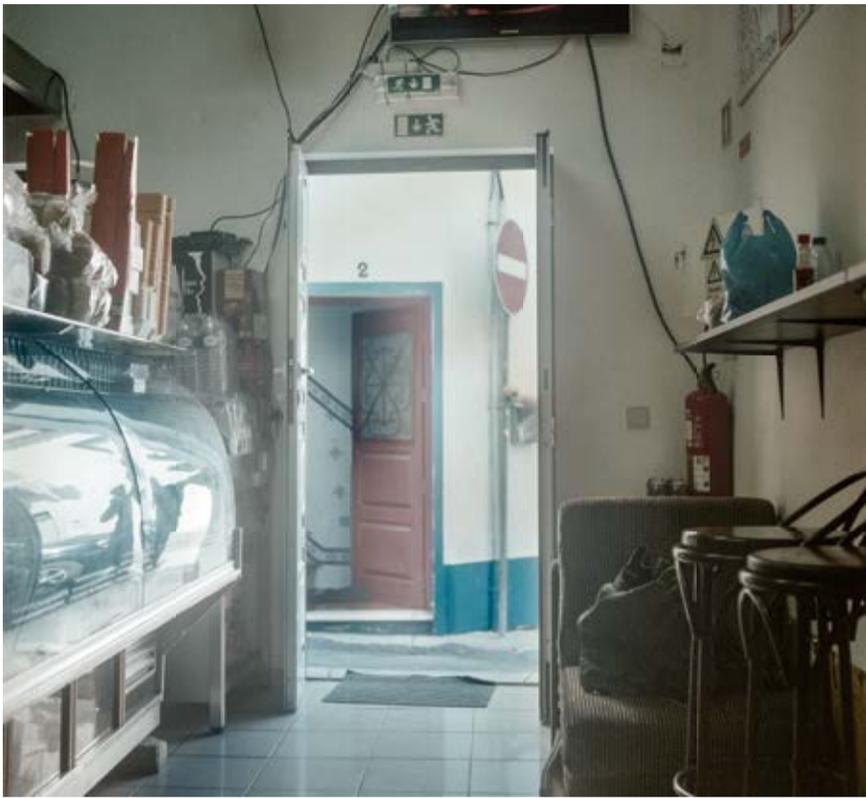
Hoffen in Europa. Der Weg zu einem besserem Leben

Der ehemalige Präsident des Dorfes schrieb 2016 in der Gemeindezeitung: „An einem Tag, als ich durch das Dorf spazierte, überkam mich Traurigkeit! Während einer Stunde Spaziergang traf ich über 30 Menschen, von denen ich nur zwei kannte. Ich fragte mich: Bin ich hier in meinem Land?“ Niemand kennt die genauen Zahlen der Zuwanderung, da sie zum einen nicht laufend aktualisiert werden und zum anderen illegal auf den Anbauflächen arbeiten und nicht gemeldet sind.

Geschätzt werden aktuell 40 000 Immigranten im dünn besiedelten Landkreis Odemira. Oft leben sie in prekären Lebensumständen zu zwanzigst in winzigen Räumen im Dorf oder direkt neben den Anbauflächen in primitiven Unterkünften. Es ist die Rede von über zwanzig verschiedenen Nationalitäten, die sich hier im Dorf São Teotónio fast täglich treffen: Inder, Bunjabis, Nepalesen, Bangladeschi, Pakistani, Thailänder, Chinesen, Bulgaren, Rumänen, Ukrainer, Weißrussen, hinzukommen noch die vielen „Aussteiger“ aus Deutschland, England, Tschechien, Österreich, Schweiz, Holland, etc.



Mit diesem bulgarischen Mann unterhielt ich mich auf Tschechisch, da er vorher in Brno gearbeitet hat.



Schon am Morgen liegt der Duft indischer Gewürze in der Straße vor Senhor Caspars Laden. Eine punjabische Familie eröffnete diesen Imbiss vor einem Jahr.

men und ihren Schulden. Doch dann können sie am Ende des Monats doch nicht bezahlen. Was soll er da machen? Er ist ja kein Unmensch, es sind ja auch seine Freunde. Da könne er doch nicht einfach sagen: „Ist mir egal, ich brauche das Geld“. Mit den Portugiesen hat er kein Problem. Aber er merkt schon, dass viele hinter seinem Rücken über ihn und die Bulgaren reden. Gut, er kann das auch verstehen, da es ja auch immer mehr Fremde werden, vor allem Inder. Aber er mag hier nicht mehr lange bleiben. Viele seiner Freunde sind schon gegangen, nach England oder nach Deutschland. Doch die wiederum trauern Portugal nach, obwohl es ihnen dort finanziell besser geht. Er selbst will lieber nach Bulgarien zurück. Doch jetzt hat er hier zwei Enkelkinder. Deshalb wird er wahrscheinlich doch noch etwas bleiben. Stolz zeigt er mir das Bild seiner Enkelkinder, wie sie am Strand in die Kamera des Smartphones lachen. Er selbst wollte sich nicht von mir fotografieren lassen.

Aber ein bulgarischer Freund, der ihn gerade besuchte, hatte damit kein Problem, obwohl ich ihn zum ersten Mal sehe. Er konnte kein Portugiesisch und wir unterhielten uns ein wenig auf Tschechisch, denn er ist erst vor ein paar Monaten nach Portugal gekommen und arbeitete

vorher in Brno, in Tschechien. In Portugal hat er nun Hoffnung, ein besseres Leben zu finden.

Punjabi

Gleich neben Senhor Caspars Laden hat letztes Jahr ein kleiner Imbiss eröffnet. Aus dem Fenster duftet es nach indischen Gewürzen. An der Hauswand ist eine provisorische Speisekarte angebracht, auf der die typischen indischen Gerichte wie Samosas oder Hühnchen Curry angeschrieben stehen.

Das punjabische Ehepaar ist erst seit einem Jahr hier in São Teotónio. Vorher haben sie in Setúbal gelebt, einer Kleinstadt südlich von Lissabon. Dort eröffneten sie ein Lebensmittelgeschäft. Stolz zeigt er mir davon Fotos auf seinem Handy. Jetzt, wo sie in São Teotónio sind, betreibt das Geschäft in Setúbal ihr Sohn.

Bevor die ganze Familie nach Portugal kam, lebten sie fünf Jahre in Belgien. Doch die Aufenthaltsgenehmigung ist abgelaufen und sie mussten weiter ziehen. Jetzt hoffen sie auf die Legalisierung in Portugal. Sobald die Papiere da sind, versucht die Familie, wieder nach Belgien zu zurückzukehren, denn dort gefällt es ihnen aufgrund der finanziellen Lage besser als in Portugal. ■

Barbara Wimmer

Unsere Schätze

Die Tradition wiederbeleben oder neu beleben? Reviver!
Eine kulturanthropologische Beobachtung

In der Zeitung der Gemeinde (São Teotónio – Journal da Freguesia de São Teotónio) taucht in mehreren Ausgaben immer wieder das Wort „Tradition“ auf, es wird regelrecht Propaganda vom gestrigen Brauchtum gemacht. Beiträge über die schätzenswerte Tradition schreiben neben den älteren Herren auch junge Menschen: Sie scheinen re-

gelrecht auf der Suche nach den Besonderheiten, die ihre Lokalität ausmacht zu sein. Viele Artikel gehen dem Motto nach: Jede Region hat ihre Charakteristika, auch wir haben unsere Besonderheiten! Einzelne Lebensmittel werden dabei ebenso in den Vordergrund gestellt wie traditionelles Handwerk, Alltagsrituale und Brauchtum. Es scheint keine Rol-



São Teotónio Na dorme – São Teotónio schläft nicht

In den späten 1990 Jahren durften die Schüler der Escola Básica Integral de São Teotónio (Gesamtschule) zum Anlass der jährlichen Patronsfeite die Außenwand der Schule verzieren. Damals hatten wir im Geschichtsunterricht gelernt, dass der Pater Teotónio (Patron von São Teotónio) in der Nacht vor der Schlacht von D. Afonso Henriques (Gründer von Portugal) in Ourique die ganze Nacht für dessen Sieg gebetet hat.

Mona, meine deutsche Mitschülerin, hat den aus der Geschichte eruierten Satz „Der Heilige Teotónio schläft nie“ in den regionalen Alentejo Dialekt übersetzt und schrieb ihn gut lesbar in Großbuchstaben an die Schulwand: „São Teotónio Na dorme“.

Der niedergeschriebene Satz blieb in dieser Form im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung, auch wenn die Schulwand schon längst wieder weiß gestrichen worden. Er ist nun ein wichtiger Baustein ihrer kulturellen Identität.

Seit circa fünf Jahren schmückt sich ein Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das kulturelle Leben in São Teotónio aufrechtzuerhalten und sich vor allem um den Erhalt der Patronsfeite im Juli sowie um das Antik-Festival kümmert, mit diesem Namen:

„S. Teotónio Nã Dorme – Associação das Tradições Locais“.

Schweineschlachtfest

„Es ertönt ein Ohren betäubendes Geräusch, das durch die Weiten des mato (Gebüsch) und mit der morgendlichen Luft entlang der Täler über Hügel getragen wird. Es dringt durch die Ohren bis ins Knochenmark. Entlang der Schallwellen der schreienden Sau mussten wir uns auf dem Weg zur „Matanca de Porco“ (Schweineschlachten) machen, wo schon dutzende Familienangehörige dabei waren, die Sau zu fesseln. In einem gemeinsamen Kraftakt wurde dann das Tier mit Knebel und Stöcken auf einer Schlachtbank festgebunden. Das von ihr ausgehende Schreien bekräftigte den Adrenalinspiegel im Blut der menschlichen Fleischkonsumenten, die es mit all ihrer Kraft festhielten. Der Hausherr hatte sein kleines Klapptaschenmesser in einer Hand und schnitt durch die dicken Fettpolster. Ihr Zappeln wird vehement von den drumherum stehenden Menschen gebändigt, ihr Schreien aber kann ihr keiner nehmen. Bis sie sich nur noch quickend gegen die Prozedur wehren kann und plötzlich für immer verstummt.



Eine Frau rührt mit einem Schneebesen kräftig das in einen Plastikkübel fließende Blut, für die Blutwurst und den Maisbrei. Dann kommt der Bunsenbrenner und viele kleine Taschenmesser mit Holzgriff warten auf die abgefackelten Borsten, um

diese von der Haut abzuschaben. Dabei unterhält man sich darüber, wie stark die Sau war und wie sehr sie sich gewehrt hat. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Sau von ihren Haaren gesäubert ist. Unterdessen schlachtet eine Familienangehörige ein Huhn für die Mittagssuppe. Dann kommt eine andere und bringt eine Schnapsflasche in Penisform mit hausgebranntem Medronho und ein paar Mini-Schnapsgläser, sie werden nicht für alle reichen, macht aber nichts: der Schnaps ersetzt das Spülen. Ist das Schwein sauber, wird es liegend aufgeschnitten und die Gedärme rausgeholt. Da kommen dann auch schon alle Frauen mit großen, bunten Plastikschüsseln, Spülmittel und Zitronenschnitzen herbeigelaufen. Am laufenden Wasserhahn am Wegrand werden diese dann gefühlte tausendmal gespült, bis um die Schüsseln herum ein Matsch aus Spülmittel, Darminhalt und Zitronenschnitzen entstanden ist.

Ich erinnere mich auch noch, dass genau diese Frauen in einem dunkleren Raum mit Lehm Boden um eine große Plastikschüssel gesessen sind und das Fleisch für die Wurst mit der Schere geschnitten haben. Das ist jetzt schon eine ganze Weile her, dass ich auf einem Schweineschlachtfest anwesend war. Doch während meiner jetzigen Aufenthalte in Portugal höre ich hin und wieder das lange anhaltende, ohrenbetäubende, Knochenmark durchdringende Geschrei einer Sau.“ – Tagebucheintrag



Fotos aus 2001

le zu spielen, ob es sich dabei um rituelle Feste oder Alltagshabitus, Lebens- und Essensgewohnheiten oder schlichtweg lokale Lebensmittel handelt. All diese Besonderheiten werden unter dem Oberbegriff „as nossa riquezas – unsere Schätze“ gebündelt. Schätze, die sich entdecken lassen und Schätze, die es zu bergen, zu besitzen, zu wahren und zu verteidigen gilt.



Es ist kein Zufall, dass genau im Zuge dessen die Dorfbewohner auf der Suche sind.

Neben dem lokalen politischen Diskurs, der die Propaganda für die „Schätze“ vornimmt, sind eine stetig wachsende Anzahl von Vereinen für das Management des lokalen kulturellen Erbes verantwortlich und verlagern es somit in einen institutionellen Rahmen. Sie vermarkten Produkte mit dem Label der lokalen Tradition. Genussmittel, wie der medronho (Schnaps aus den Früchten des Erdbeerbaumes), Honig oder Backwaren werden gefördert und als lokale Ware an Touristen verkauft. Darüber hinaus entstehen Handwerksvereine, die das Wissen, zum Beispiel über das traditionelle Korbflechten oder das Schnitzen von Holzlöffeln, bewahren möchten. Paradoxerweise wurden all diese Produkte vor ein paar Jahren selbstverständlich im Alltag verwendet. Nun sind sie für viele zu teuer geworden.

Gerade bei der Produktion von Lebensmitteln spielen die nationalen Regulierungsmaßnahmen, die vor einiger Zeit getroffen wurden, um das Land zu modernisieren, eine enorme Rolle für dessen Verlagerung.

Das traditionelle Schweineschlachten und das Brennen von Medronho als wichtiger Bestandteil im kulturellen und sozialen Alltag

Das traditionelle Schweineschlachten beispielsweise taucht

im Diskurs immer wieder als etwas „gutes Verlorengewandenes aus der alten Zeiten“ auf. Weil das Tier traditionell geschächtet wird, und es strukturell bedingt keine Fleischbeschauer gibt, die die Qualität des Fleisches kontrollieren könnten, hat die Regierung die Hausschlachtung verboten. Der Staat entzog dadurch der ärmlichen Bevölkerung, insbesondere im Alentejo, nicht nur die Ernährungsgrundlage, sondern untersagt damit gleichzeitig ein wichtiges soziales Ereignis: Bei einem Schweineschlachtfest treffen sich viele Verwandte, Nachbarn und Freunde. Dort werden neben den Neuigkeiten auch Gaben getauscht und Fleisch sowie Wurstwaren zugeteilt. Dabei spielen die Netzwerkverbindungen eine große Rolle. Reziprokes Tauschverhalten ist im Alentejo essentiell für die alltägliche Überlebensstrategie. Zum Beispiel schenkt man dem Nachbarn eine Wurst und ein Stück Fleisch, weil der ein Auto hat und ab und an Fahrdienste leisten kann. Auch die Unterstützung der Familien im Dorf, die ja kein Schwein halten und kein Gemüse anbauen können, fungiert als eine essentielle Überlebensstrategie. Neben diesen fundamentalen sozialen Ereignissen wird beim Schweineschlachten auch ein bestimmtes Ritual zelebriert und immer mit dem Trinken eines Schnaps, dem Medronho, abgeschlossen.

Der Medronho ist ein weiterer „Schatz“ der Region, den es zu wahren gilt. Das Schnapsbrennen, das früher alte, weise Herren mit grauem Haar, zusammen mit der ganzen Nachbarschaft, in dunklen Räumen, die in einem Dunst aus Feuerrauch zu ersticken drohten und deren Wände schwarz verrußt waren, praktizierten – wo sich der Rauch seinen Weg durch die Dachplatten suchte und beim Eintreten beißend in Augen, Nasenhöhlen und Mund kroch. Das gemeinsame Schnapsbrennen zog sich über Tage, manchmal Wochen hinweg. Immer wieder kamen Nachbarn, Freunde, Verwandte vorbei und verweilten.

Das gemeinsame Trinken des selbstgebrannten Schnapses kann man durchaus als Willkommensritual verstehen. Genauso wie das Verschenken von Medronho eine Geste des Wohlwollens ist. Die Regierung hat auch dies im Zuge einer Modernisierungskampagne und der Durchsetzung der Hygienevorschriften verboten.



Die Stimmung der Glorifizierung vergangener Zeiten, alter Riten, der Traditionen und des Brauchtums wird insbesondere auf der Feira Antiga (Antik Markt) deutlich. Seit circa fünf Jahren wird das alte Handwerk, Alltagsbräuche, traditionell übliche Alltagskleidung oder Transportmittel, ähnlich wie in einem Theater, auf dem zentralen Dorfplatz inszeniert. Das Festival zeigt im Rahmen der Patrons-feste im Juli, wie die Menschen früher gelebt haben. Während zeitgleich die Besitzer der alten Läden und die alten Herren – immer im Hemd, Pullover und Wollhose, portugiesischer Schirmmütze oder Hut, ob bei 5 oder 40 Grad – immer seltener werden und sich von den improvisierten Bänken ausblickend das Spektakel der jungen Generation schmunzelnd ansehen.

Der damalige Bürgermeister stellt die Wichtigkeit von Tradition klar

Der Bürgermeister äußert sich sehr besorgt über die verschwindenden Bräuche und Traditionen. Ihn machen die massiven Veränderungen aufgrund der hohen Immigration große Sorgen.

Die Alltagskultur verschwindet und die junge Generation hält dennoch vehement an ihr fest, aber in einer anderen Form. Sie entdeckt die Alltagskultur neu und nutzt sie für ihre Zwecke: Sie wird inszeniert und institutionalisiert. ■

Nun darf nur noch mit Zertifizierung gebrannt werden. Was dies aber für die Gemeinschaft der Dorfbevölkerung ausmacht, spiegelt sich in der immer wiederkehrenden Aussage, wie gut doch ein hausgebrannter Schnaps ist.

Institutionelles Management von kulturellem Erbe

Die Notwendigkeit Vereine zu gründen, um den Erhalt des immateriellen kulturellen Erbes zu konservieren, liegt auf der Hand.

Beim Bürgermeister

„Ich vereinbare einen Termin an der Junta de freguesia de S. Teotónio (Rathaus von São Teotónio), um über die Ereignisse mit dem Bürgermeister zu sprechen. Als ich im Vorraum sitze und auf den Senhor Präsidenten warte, blättere ich in der lokalen Zeitung des Bezirks Odemira und stelle fest, dass viele Artikel von der Entwicklung des Tourismus handeln. Eher ein Ökotourismus der gehobenen Klasse: Luxuriöse Villen werden darin vorgestellt.

Die Bilder der Zeitung prägen sich mir ein. Schöne Apartments im nirgendwo, mit hängenden Designeröfen und schicken Möbeln, alles nach dem Geschmack der vermögenden und hippen Kosmopoliten. Ganz gegensätzlich zu dem Bild, das ich aus dem Alltag der Häuser hier kenne: keine Heizung, winzige Fenster, im Winter dunkel und eisig kalt.

Als ich nach dem Gesprächstermin wieder auf dem Dorfplatz war und mir meine Notizen anschau, taucht plötzlich aus dem Nichts eine Gruppe Mountainbiker – vier Rentnerpärchen – auf und macht kurz Rast auf dem Dorfplatz. Ein seltsamer Anblick, wie eine Szene aus einem anderen Film. Diese spezielle Bekleidung ist die wirklich nötig, um eine Fahrradtour zu machen? Die Funktionswäscherträger nippen einen Schluck aus ihrer Sportlerflasche, zücken ihr Handy, machen ein Foto von den alten Herren, die schon immer da sitzen, werfen einen Blick auf die dürftige, verblasste Informationstafel und schwingen sich wieder lautlos auf ihre teuren Räder Richtung Westen zur Steilküste. Dort, wo die angepriesene naturbelassene Landschaft und der Horizont immer mehr, still und stetig, zu einem Meer aus Plastikfolie wird.“ – Tagebucheintrag

Duska Roth

Tradition als Reaktion auf Globalisierung?

Eine Begriffsklärung mit dem Ethnologen Christoph Brumann

Professor Brumann, was verstehen Sie als Ethnologe unter Globalisierung?

Das ist die zunehmende Verbindung, Verflechtung der Welt in jeglicher Hinsicht: sozialer, politischer, ökonomischer, religiöser. Das bedeutet, dass das, was sich in einer gegebenen Lokalität abspielt, beeinflusst ist durch Akteure und Kräfte, die von weiter weg kommen. Globalisierung ist etwas, was zugenommen hat, aber sie ist natürlich nichts Neues. Normalerweise wird der Startschuss häufig etwa um 1400 mit der kolonialen Expansion angesiedelt. Natürlich gab es auch schon davor Weltreiche, aber dass die ganze Welt in ein System hineingezogen wird, das begann nach etwa 1400. Mittlerweile ist es irreversibel und erfasst jeden und ist in verschiedensten Lebenssphären wirksam.

Das, was die meisten Menschen mit Globalisierung in Verbindung bringen, ist die wirtschaftliche Entwicklung. Das liegt daran, dass die Wirtschaft in diesem Kontext auch besonders dominant ist. Auch in einem portugiesischen Dorf, in allen Sphären – ob in Verwandtschaftbeziehungen, religiösen, kosmologischen Vorstellungen, ob in ästhetischen Vorstellungen – dort überall ist die Globalisierung genauso präsent.

Obwohl Globalisierung, wie Sie darlegen, ein altes Phänomen ist, reagieren manche Gemeinschaften darauf, als sei es etwas Neues. Woher kommt das?

Es gab verschiedene Beschleunigungsphasen, und dass es auch heute noch stark beschleunigt, das ist sicherlich so. Urbane Zen-

Auszug aus dem Interview mit dem damaligen Bürgermeister von São Teotónio:

„Der Naturpark existiert in meinen Augen eigentlich nicht mehr. Ich habe immer gelernt, dass der Naturpark nach der Nationalstraße beginnt. Da ist aber keiner mehr: da gibt es nur noch Plastik. Ich glaubte auch, dass es immer verboten gewesen ist, hier etwas anzubauen. Leider gibt es aber Subventionen für die Kultivierung von roten Beeren usw. Die meisten der Agrarfirmen sind ausländische Firmen, die nicht mal Steuern in Portugal bezahlen. – Warum? Weil ihr Hauptsitz nicht hier ist. Das sind zum Beispiel Amerikaner oder Mexikaner.

(...) Eigentlich profitieren nur die großen Läden, wie der Intermarché von der wachsenden Zahl der Einwohner in São Teotónio. Eine andere Sache, die mir wirklich Kopfschmerzen bereitet, ist die Sache mit den Straßen. Die Gemeinde ist verantwortlich für die Straßen. Aber der Haushalt dafür wurde gekürzt. Wenn jetzt aber mindestens zehnmal mehr soviel Verkehr herrscht und das auch noch mit Schwerlastern, ärgern sich die Menschen, weil die Straßen kaputt sind. Wir haben aber kein Geld, um sie zu richten. Das sollten die Firmen eigentlich zahlen.

(...) Ich habe Kinder und Enkelkinder, was passiert in ein paar Jahren mit dem ganzen Plastik der Gewächshäuser? Jetzt profitieren sie von unserer Erde und danach, was ist dann mit der ganzen Chemie. Geht alles ins Meer.

(...) Viele unserer heimischen Algen sind verschwunden. Man glaubte lange, dafür ist die Fabrik in Sines verantwortlich. Aber letztes Jahr gab es so viele Algen einer fremden Algenart, das war unglaublich.

(...) Dies alles ist bestimmt nicht förderlich meiner Meinung nach. Wir hatten hier ein so schönes, ruhiges Fleckchen, einen Naturpark, der unserer war. Menschen kamen und mochten es. Und dann ist da noch der Tourismus, was soll denn der machen? Die Touristen sehen ja nur noch Plastik.

(...) Viele Apartments aus dem Küstendorf Zambujeira werden jetzt an Arbeitsmigranten aus Nepal vermietet und es gibt keinen Platz mehr für die Touristen im Sommer.

(...) Die Nationale Regierung kümmert sich kaum bis gar nicht um uns. Wir schreiben viele Beschwerden, und es kommt nie etwas zurück.“



Der „geflügelte“ Geflügelhändler wird bald keine Kücken mehr verkaufen.

tren in reichen Ländern kennen das vielleicht schon lange, da ist das Gefühl nicht so stark, dass sich etwas wesentlich ändert. Aber wenn in sehr peripheren, ländlichen Räumen in einem kurzen Zeitraum Migranten in großer Zahl ankommen und fremde Firmen, fremde Investoren das Wirtschaftsleben bestimmen, dann ist dies natürlich etwas, was vor zwanzig Jahren vielleicht noch nicht so war. Was die Leute, insbesondere Ältere, nicht so gewohnt sind. Sie sind eventuell durch eine Schulerziehung gegangen, die noch nicht darauf eingerichtet war. Und deshalb kann es ihnen als etwas Plötzliches, Bedrohliches erscheinen.

Lassen sich – aus wissenschaftlicher Sicht – Tendenzen ausmachen, wie Gemeinschaften, welche sich von Globalisierung bedroht fühlen, auf diese reagieren?

Es ist selten so, dass eine kleine Gemeinschaft kollektiv abgestimmt sagt: ‚Das ist die globale Lage, das ist unsere Strategie und diese ist dann verbindlich für alle‘. Das wird auch auf einem portugiesischen Dorf nicht so sein. Natürlich nicht. Es wird vielleicht ein Konsens darüber herrschen, dass gerade etwas passiert, das man nicht unter Kontrolle hat. Also versucht man auch gemeinschaftlich etwas dagegen zu tun, aber gleichzeitig werden ja sehr viele Einzelentscheidungen von Familien, von Einzelpersonen gefällt, von verschiedenen Generationen, und so weiter. Und dann kann es

sein, dass man sich auf alte Traditionen besinnt und sich fragt: ‚Wie war das nochmal? Wer weiß da noch etwas?‘

Wie würden Sie als Ethnologe Tradition definieren?

Man sollte meinen, dass ‚Tradition‘ in der Ethnologie ein Fachterminus ist, aber das ist es nicht. Es ist vielmehr so, dass das, was am intensivsten diskutiert worden ist, nämlich die ‚Invention of Tradition‘, die ‚Erfindung von Tradition‘ ist. Für die wissenschaftliche Untersuchung bedeutet das: die Leute machen Tradition, wir Ethnologen schauen darauf. Nicht wir Ethnologen sagen: das ist Tradition und das ist neu, sondern wir interessieren uns dafür, dass die Leute einen Metablick auf ihre eigene Kultur werfen. Es bekommt eine symbolische Bedeutung. Es verliert nicht unbedingt seine praktische Bedeutung, aber diese tritt, zumindest ein Stückweit zurück. Gleichzeitig wird es nun ein Stück Tradition, ein Stück Kulturerbe und dann können sich daran alle möglichen sozialen oder politischen Vorteile oder Hoffnungen knüpfen. Was Ethnologen dabei häufig besonders interessiert, ist die Frage nach der Konstruktion der Tradition und dass es meist mit der realen Geschichte nur schwach verbunden ist. Die Leute überzeugen sich dann gegenseitig davon, dass es eine uralte Tradition sei. Und wenn man dann genauer hinschaut, stellt man, wie im berühmten Beispiel des Schottenrockes, fest, dass es überhaupt nichts Altes ist, sondern, dass der

Prof. Dr. Christoph Brumann ist seit 2009 Projektgruppenleiter am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale. Brumann fühlt sich einer methodisch fundierten Ethnologie der Moderne verpflichtet und interessiert sich besonders für Städte, Globalisierung und Fragen kultureller Selbstreflexion und Präsentation, vor allem für die soziale Nutzung des Kulturerbes in gegenwärtigen Gesellschaften und für buddhistische Tempel als wirtschaftliche und soziale Institutionen.

Schottenrock im 18. Jahrhundert von einem Engländer erfunden worden ist. Aber die Demaskierung der Tradition sollte nicht das Ziel der Untersuchung sein, sondern vielmehr die Frage danach, warum die Leute ein Interesse daran haben.

Bedeutet die Rückbesinnung auf Traditionen auch eine Abgrenzung gegenüber Anderen?

Ich würde nicht immer automatisch voraussetzen, dass die Leute exkludieren wollen. Vielleicht geht es erstmal darum zu inkludieren, sich einander zu versichern. Ich meine aber, dass in der ethnologischen oder teilweise anderen wissenschaftlichen Literatur, die implizite Exklusion, die in der Inklusion steckt, zu sehr betont worden ist. Ich glaube Tradition und Kulturerbe sind insgesamt harmloser als sie häufig gemacht werden.

Wenn die UNESCO sich also dem Bewahren dieses Erbes widmet, ist das für Sie eine positive Entwicklung?

Ich kann mir vorstellen, dass man es positiv nutzbar machen kann. Es sind ja mittlerweile hunderte Praktiken oder „expressions“, wie es auf Englisch heißt, auf der Liste des repräsentativen immateriellen Kulturerbes der Menschheit. Ich kann mir vorstellen, dass das in manchen Fällen zu Empowerment oder neuen Möglichkeiten führt oder eine Neubesinnung auf den Wert von Dingen stattfindet.

Wie kann Empowerment in dem Kontext stattfinden?

Im Grunde ist das Wissen eine Reserve. Vielleicht gerade dann, wenn die Träger alte Herren sind – vieles, was sie noch können, ihre Skills, das wird immer weniger wertgeschätzt. Aber natürlich ist noch Wissen da, das auch hilfreich sein kann und sei es nur durch die sozialen Effekte, die es auslöst: dass die Gemeinschaft wieder zusammenkommt oder die Menschen sich stolzer fühlen. Im Grunde ist es eine Selbstwertbestätigung für den Einzelnen oder das Kollektiv. Das ist etwas,

woran die Leute Bedarf haben. Wenn alles auseinander zu brechen droht, wenn der Laden nicht mehr läuft, die Kinder weit weg gezogen sind, dann ist wenigstens noch dieser Wert da. Das ist jetzt natürlich nur eine Ferndiagnose und relativ vereinfacht. Eigentlich handelt es sich um einen ökonomischen Gegen Diskurs. Wenn die Dinge ganz klar ohne Zweifel den wirtschaftlichen Wert hätten, dann wäre dieser Diskurs nicht nötig. Es ist ein klares Anzeichen dafür, dass die Wirtschaft sich gewandelt hat und offenbar gewisse Dinge nicht mehr so viel wert sind, wie die Menschen es gerne hätten, dass sie wert sind. Und nun erfahren sie eine Aufwertung. Letztlich wie jeder Imagepfleger in der Welt weiß, ist es so, dass, wenn man es oft genug sagt und die Leute es glauben, die Dinge auf einmal einen höheren Wert bekommen. Jede Marke funktioniert so. Das ist nichts, was speziell mit Traditionen oder Kulturerbe zu tun hat.

Also steht nicht der Erhalt der Tradition, sondern die Bestätigung der Gemeinschaft im Vordergrund?

Ich habe ein Interview mit einem Mitarbeiter des Sekretariats der Konvention zum immateriellen Kulturerbe geführt, und er sagte, dass bei immateriellem Kulturerbe die Authentizität nicht mehr im Vordergrund steht. Es handelt sich um lebendige Praktiken und dass diese sich verändern, ist normal. Es geht auch nicht um Katalogisierung und Archivierung des immateriellen Kulturerbes, sondern um Erhalt – gerade um Erhalt der Trägergemeinschaft. Und der dritte Punkt, den er betont hat, ist, dass Gemeinschaft offen formuliert ist. Nirgendwo steht, dass es eine abgegrenzte, lokale Gemeinschaft sein muss, welche die Trägerin des immateriellen Kulturerbes ist. Das kann auch die Gemeinschaft der Jazzfans sein, das kann international sein, das kann alles sein. Es muss ein sozialer Kosmos sein, der die Praxis trägt. ■



Ein Tag in São Teotónio

„Ana, meine Schulfreundin, die jetzt mit ihrem Freund in Lissabon lebt, kommt zu Besuch. Sie besucht ihre Familie in São Teotónio, vor allem ihre Schwester Paula und ihre kleine Nichte. Paula arbeitet in einem Wollgeschäft.

Um zum Wollladen zu gelangen, laufe ich durch den alten Dorfkern. Das Geschäft ist seit kurzem umgezogen. Oberhalb des kleinen Ladens wohnt Paula mit ihrem Freund und mit ihrer Tochter. Der alte Laden beherbergt immer noch viele Artikel und Paula muss oft die kleine Gasse überqueren, um den Wunsch der Kunden zu bedienen. Jetzt führen sie auch Stoffe und andere Nähartikel und es kommen neben Portugiesinnen auch viele Bulgarinnen. Aber auch Deutsche und Engländerinnen suchen für den Nähbedarf geeignetes Material. Gleich nebenan gehen Inder im „Top Asia“ ein und aus.

Am Wochenende wird in São Teotónio nun nach langer Bauphase endlich die neue Markthalle eröffnet. Sie ist der ganze Stolz des Bürgermeisters, der seine letzte Amtszeit innehat. Die neue Markthalle soll mehr Aufschwung in die Produktion und Konsumtion von regionalen Produkten bringen.

Eigentlich wollten sich Ana, Ricardo und Paula mit mir und den Kindern hier zur Eröffnungsfeier treffen. Allerdings war ich pünktlich und ich warteten so lange, dass ich beschloss Paula, zu Hause aufzusuchen.“

Zu Hause bei Paula

„Als Paula mir die Türe öffnete, war sie noch im Schlafanzug und mir stieg ein alt bekannter Geruch in die Nase. Es mischten sich Schimmelpilz mit Feuchtigkeit und Kälte mit Dunkelheit.

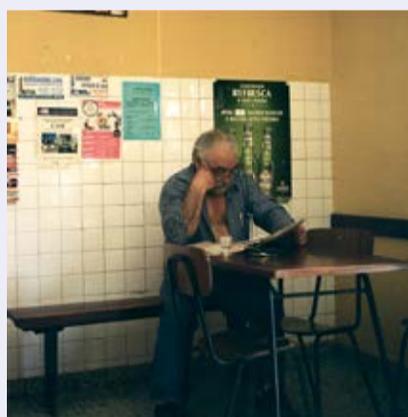
Paula musste erst noch das Mittagessen für Sofia kochen und Ana war noch nicht fertig. Ana könne ja auch hierher kommen, schlug ich vor. Denn ich hatte die Befürchtung, es würde länger dauern. Ja, das war in Ordnung. Paula zog sich an und fing an, den Kohl mit Kartoffeln für ihre kleine Tochter zu kochen. Währenddessen lief der Zeichentrickkanal im Fernseher und ich war über die Ablenkung für meine Töchter froh. Jetzt bemerkte ich, dass die komplette Wohnung mit schwarzem Schimmelpilz durchzogen war. Er kroch aus den Ecken und verbreitete sich über die Decke, den Wänden, in der Lampe umhüllte er das Licht. Unaufhörlich wanderte mein Blick dem Schimmelpilz hinterher und entdeckte ihn in den Falzen der Büchern, er stieg aus den Ritzen empor.

Ich machte Paula darauf aufmerksam. Ja, sie weiß es schon, was solle sie denn machen. „Es ist so kalt und so feucht hier drinnen, dass es im Winter von der Decke tropft!“ Jetzt sah ich die Stalaktiten an der Decke, kleine Wassertropfen haften noch oben und warteten auf das Herabfallen. Die winzigen Fenster helfen auch nicht viel. „Es ist ein neues Haus und wahrscheinlich sehr schlecht gebaut“, bemerkte sie und fügte schnell hinzu: „Letzten Winter haben wir uns einen kleinen Heizkörper gekauft, aber der ist jetzt kaputt und außerdem verbraucht er viel zu viel Strom. Was sollen wir denn tun? Das Haus gehört meiner Schwiegermutter und außerdem haben die meisten Häuser das gleiche Problem. Die Bauweise ist einfach schlecht.“



Dunkelheit umschließt mich – eingesperrt im Reich der Melancholie. Kein Platz für Licht, denn der Sommer ist heiß und die Sonne muss draußen bleiben, aber der Winter ist kalt. Tagelanger Regen und eiskalter Wind lassen einem die Kälte bis zu den Knochen durchdringen. Es gibt kaum einen Platz, an dem man sich aufwärmen kann, außer unter der Bettdecke.

Endlich war Ana da, aber Paula noch nicht fertig. Wir beschlossen, nicht mehr zur Eröffnungsfeier der Markthalle zu gehen, da das Essen eh schon weg war und entschieden uns für ein Mittagessen in einer kleinen Kneipe.“ – Tagebucheintrag



„In unsere Kneipe kommen kaum andere außer uns.“ Doch als ich am nächsten Tag vorbeigehe, sitzt eine Horde junger Burschen aus Mitteleuropa an den kleinen Tischchen auf dem Gehweg und nuckeln an einer „mini“ – die kleinste Bierflasche der Welt. Ihre schweren, prallen Rucksäcke haben sie an die Hauswand gelehnt, Schuhe baumeln an ihren Laschen. Man sieht die weiße Haut ihrer Oberarme farblich abgeschnitten von ihren rötlich gefärbten Unterarmen.

Zu Besuch bei Anas Oma

Während dem Mittagessen fragte mich Ana, ob ich mit zu ihrer Oma kommen möchte, bei ihr müsste sie schnell vorbeischaun. Sie hat sie schon ewig nicht mehr besucht. Die 79-Jährige lebt ganz alleine in einem winzigen Häuschen, das zwischen den Korkeichen eingewachsen und mit Wellblechdach belegt ist. Überall blicken mich lachende Blumen an und es erinnert mich an eine Symbiose zwischen Mensch und Natur. Der beißende Geruch von Urin steigt mir in die Nase, und ich ahne, dass dieses Haus nicht an das Wassernetz angeschlossen ist.

Als die Oma ihre Enkelin wiedersieht, spiegeln sich in ihrem Augenlicht die Erkenntnis, dass ihr Leben jäh beendet sein könnte, und zugleich eine ohnmächtige Freude, sie wieder zu sehen. Offenherzig empfängt sie uns. Sie hat schon längst aufgehört, sich für ihre Armut zu schämen. Zwischen den Korkeichen lebt sie mit den Bäumen und nennt sie liebevoll ihre „corgos“, „ja, ich lebe inmitten der corgos.“

Sie zeigt uns ihren Hahn, den sie zusammen mit den Hühnern in einem Käfig hinter dem Haus hält. Der Hahn ist so zutraulich, dass ihn oftmals der Nachbar auf den Schoss nimmt, während er auf einem Stuhl vor ihrem Häuschen sitzt und die Zeit verrinnen lässt.

Als ich am Abend zu Hause bei meinen Eltern sitze und Nachrichten im deutschen Fernsehkanal schaue, werde ich das seltsame Gefühl nicht los, durch den Fernseher in eine andere Welt katapultiert zu werden. In eine Welt, in der es bei den meisten nicht an Wohlstand mangelt. Hier in São Teotónio sitzt der Schimmel fest an der Wand und lässt sich auch nicht durchs Öffnen der Fenster wegblasen.“



Wie es weiter geht

LKWs donnern über nicht ausgebaute Straßen, auf denen jeder Koloss das entgegenkommende Auto an den Rand drängt. Die unzähligen Schlaglöcher werden immer wieder notdürftig geflickt.

Tagelang brennt Plastikmüll am Rande der Plantagen. Das Meer schäumt an manchen Tagen so stark, dass keiner baden

gehen möchte. Plastikgranulat schleicht sich zwischen den Sandkörnern am Strand ein und tarnt sich als harmloses Sandkorn.

Und wir? Brauchen wir tatsächlich so viele Himbeeren, von denen letztendlich viele schon im Kühlregal der Geschäfte zu schimmeln anfangen?

„Physisch bewohnen wir einen Raum, was unsere Gefühle betrifft, so werden wir von Erinnerungen bewohnt. Erinnerungen an Zeit und Raum, Erinnerungen, in der wir leben wie eine Insel zwischen zwei Meeren: Das eine nennen wir Vergangenheit, das andere Zukunft“ (José Saramago 2009)

Aus ökologischer Sicht ist diese Entwicklung sicherlich ein Rückschritt. Ist es ein Fortschritt für die dörfliche Gesellschaft? Für die portugiesische Wirtschaft? Eine regionale Entwicklung?

Das bleibt Ihnen zu beurteilen. ■

„Zu Besuch in Tania Santos Büro

An dem Tag, an dem ich das Büro für das Integrationsprojekt ST aufsuche, regnet es in Strömen. Die Gassen werden allmählich zu kleinen Bächen. Meine zwei Töchter und ich versuchen mühevoll, die Füße trocken zu halten. Doch das Wasser dringt durch die Schuhe, meine Socken saugen sich allmählich voll. Die Aluminiumtür des Büros ist halb angelehnt und lässt sich aufgrund falsch vermessener Bodenhöhe nicht ganz öffnen, sie kratzt mit der Kante eine tiefe Spur in den Fußboden. Die Fenster sind wegen der hohen Luftfeuchtigkeit beschlagen. Mich fröstelt es am ganzen Leib. Leider wird mich auch hier keine Heizung wärmen. Beim Eintreten muss ich lachen, denn meine ehemalige Schulfreundin sitzt hinter dem Bürotisch.

Tania Santos koordiniert das Integrationsprojekt und kümmert sich um viele bulgarische Kinder und Jugendliche. Einer ihrer Mitarbeiter ist Vassily. Vassily, der ein T-Shirt mit deutscher Aufschrift trägt, arbeitet ehrenamtlich im Büro mit. Er ist Vermittlungsperson, Übersetzer, Ansprechpartner und vor allem Vorbild vieler bulgarischer Kinder. Er selbst spricht sehr gut Portugiesisch und versucht, es seinen Schützlingen beizubringen.

„Woher hast du das T-Shirt?“, poltert es aus mir heraus. Da muss er schmunzeln. Seine Freundin ist Deutsche, er hat sie in der Schule kennengelernt. Aha, ich denke mir dabei, welche witzigen Verbindungen hier zustande kommen. Schon zu meiner Schulzeit gab es ein paar deutsche „Aussteigerkinder“, und ich konnte mir in diesem Moment irgendwie nicht vorstellen, dass doch noch neue dazugekommen sind. Es müssen ja andere, neue Familien sein, die sich in diesem schönen Stück Natur einen Traum verwirklicht haben. Ja, und dann erinnere ich mich an den Monatsmarkt, wo ich so viele bekannte, wie unbekannte Gesichter gesehen habe. Sie saßen wie üblich beim Hühnchenessen zusammen und beanspruchten eigentlich den ganzen Ort für sich. Und ja, einige haben dabei schon etwas tief in die Bierflasche geschaut und vielleicht den ein oder anderen Schnaps zu sich genommen. Andere kauften kistenweise Avocados, Orangen oder Wahnüsse, für ihre vegane Rohkosternährung.

Ich möchte von Tania mehr über das neue Kulturzentrum im Dorf wissen.

Sie sind sehr stolz auf ihren neuen Verein. Die Neubildung des Kulturvereines ist ein großer Luxus, sagt sie. Dort gibt es jetzt Theatergruppen für Senioren und Kinder, Musikveranstaltungen und folkloristischen Musikunterricht für Kinder. Ich frage, ob auch ausländische Kulturschaffende dazu aufgefordert werden, zu partizipieren und ob auch Fremde, sei es die „Aussteiger“, sei es die Rentner, die vielen Arbeitsimmigranten oder deren Kinder am Programm teilnehmen und sich dort treffen?

Tanja überlegt etwas herum, um dann entschieden nein zu sagen: „Eigentlich könnte man sagen, dass nur die Elite von São Teotónio und deren Kinder und Enkelkinder das Zentrum besuchen. Hauptsächlich die Kinder von den Eltern, die das Gebäude des Vereins renoviert und wieder aktiviert haben. Vassily wirft ein, er sei auch schon dort gewesen, um ein Bier zu trinken. Tanja lacht und sagt, „Naja, du bist ja auch kein typischer Immigrant, sowie du auch nicht“ und blickt mich an. Da muss ich lachen und frage, was denn ein typischer Immigrant sei? Dazu kann sie nicht antworten. „Aber ihr habt euch doch so schön hier eingelebt! Für dich war das doch immer deine Heimat, oder?“ Sie meinte mich. Es war meine Heimat, doch für diese Anerkennung musste ich arbeiten. Und jetzt, wo ich schon so lange nicht mehr hier bin, bin ich mir nicht mehr sicher, wo genau mein zu Hause ist. Mein Portugiesisch ist nach all den Jahren in Mitteleuropa schlechter geworden. Das merkten auch meine ehemaligen Schulfreundinnen. Aber als Tanja mich das so fragt, komme ich ins Grübeln und erkenne es an, dass viele mich vielleicht doch in ihre Gemeinschaft eingeschlossen haben, obwohl ich immer das Gefühl hatte, auf einer dünnen Linie zu balancieren.“ – Tagebucheintrag

Zu Hause in der Globalität – Kinder zwischen den Stühlen

Die Kreisverwaltung in Odemira hat handlungsbedarf erkannt und einen Integrationsplan für São Teotónio erstellt. Mittels europäischer Gelder und nationaler Finanzierung konnte eine kleine engagierte Gruppe ein Integrationsprojekt nach São Teotónio holen. Das Projekt ST wurde ins Leben gerufen, um hauptsächlich Kinder über die Schulzeit hinaus zu unterstützen. Es bietet Schülern und Jugendlichen eine Anlaufstelle und fördert sie vor allem sprachlich. 30 Prozent der Schüler sind ausländischer Herkunft. Viele der Kinder sind bis spätabends alleine zu Hause, da ihre Eltern in den Gewächshäusern arbeiten. Das Büro in São Teotónio fungiert neben der Koordination der Integrationsarbeit auch als Betreuungs- und Aufenthaltstort.

Der Landkreis Odemira besitzt mit über dreizehn Prozent den größten Bevölkerungsanteil legal gemeldeter Ausländer in Portugal. Die Dunkelziffer ist kaum zu benennen: „Es sind schlichtweg keine verlässlichen Zahlen vorhanden“, sagt Tania Santos, die Projektleiterin von ST. „Was sollen wir denn machen, wir wissen nicht mal, wie viele Inder, Pakistani und Vietnamesen dieses Jahr neu dazugekommen sind. Oder wie viele der (Aussteiger) Ausländer in den Tälern und Bergen mit ihren Kindern wohnen.“



Vassily, ein bulgarischer Jugendlicher, ist mit einer Deutschen liiert. Welche aberwitzigen Verbindungen hier zu Stande kommen, und das letztendlich wegen unserem Essen.

Die meisten Kinder, die betreut werden und das extra geschaffene kulturelle Angebot annehmen, sind bulgarischer Herkunft. Seit Kurzem macht sich der Familiennachzug der indischen Landarbeiter aber bemerkbar und die Anzahl der indischen Kinder steigt, auch in der Schule. Auch der Familiennachzug der thailändischen Familien hat bereits begonnen. ■



Dieser punjabische Junge sitzt auf dem Pausenhof der Dorfschule und wartet auf die nächste Unterrichtsstunde.



Tania Santos

Ein Überblick über die migrantische Situation in São Teotónio

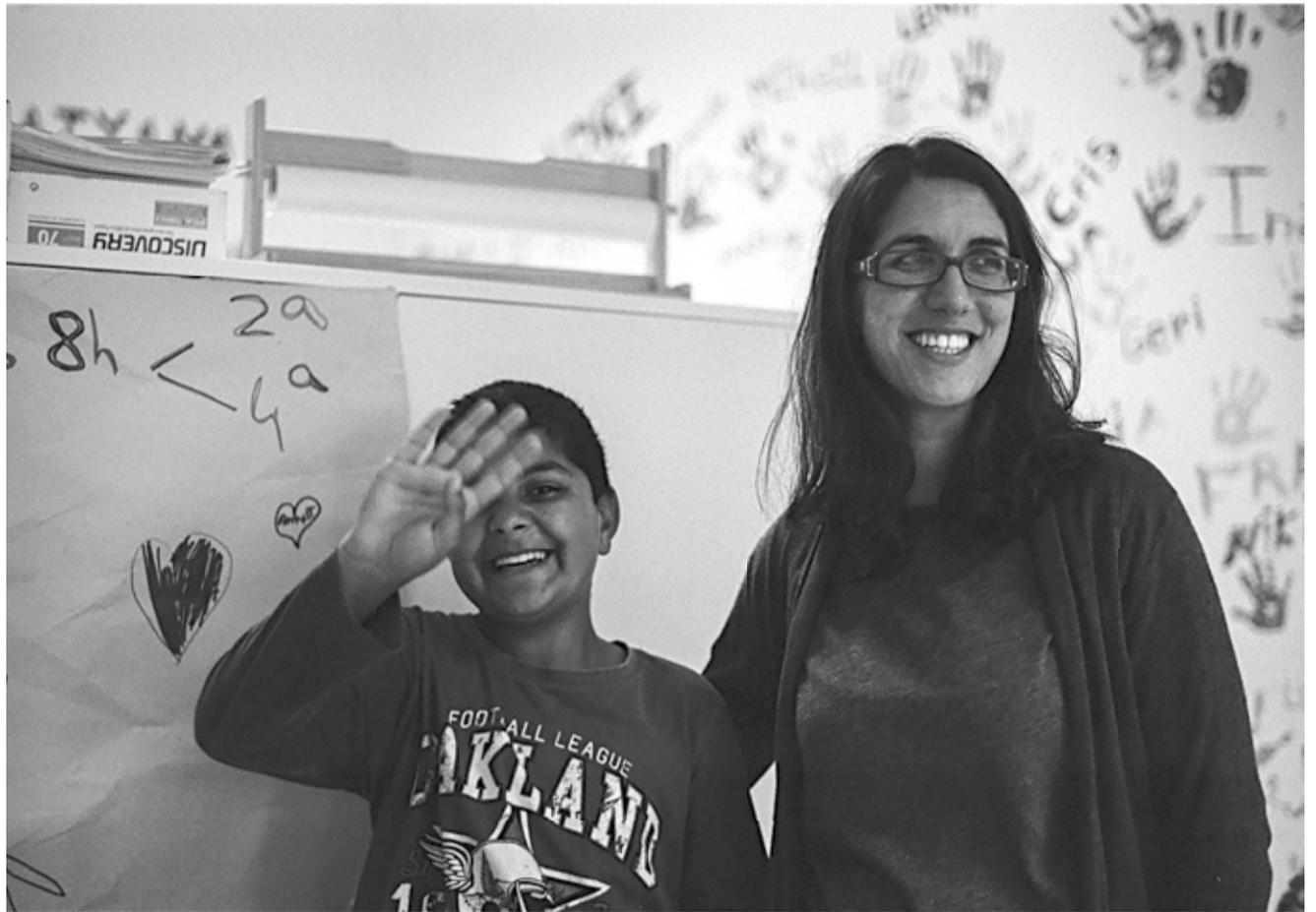
Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts war der Landkreis Odeira das Ziel vieler Migranten. Heute hat die Region Alentejo die höchste Zuwanderungsrate in Portugal. Nach Angaben des SEF (Foreigners and Borders Service) wurden im Jahr 2017 20% registrierte Migranten gezählt, was in etwa 4.912 Einwohner entspricht. Dieser Prozentsatz steigt jedoch enorm an, wenn wir die Migranten in Betracht ziehen, welche sich im Transit befinden. Das heißt, diejenigen, die über Portugal einen Weg zu anderen europäischen Ländern anstreben, sich nur für kurze Zeit im Bezirk aufhalten und auf die Legalisierung warten.

Die Migrationsströme in unserer Gemeinde haben sich im Laufe der Zeit verändert. Ende der 1990er Jahre kam die größte Migrationswelle aus den Ländern Osteuropas (Russland, Ukraine, Bulgarien, Rumänien und Moldawien). Derzeit sind 50% der legalisierten Einwohner Drittstaatsangehörige, hauptsächlich aus Asien: Nepal (1807), Indien (1665) und Bangladesch (307). Andere kommen aus Ländern wie Brasilien (144), Ukraine (142) oder Pakistan (89) – nach Angaben von CLAIM (Lokales Zentrum zur Unterstützung der Integration von Migranten).

São Teotónio ist die Gemeinde mit dem größten Anteil an Immigranten, da es hier ein sehr gutes Arbeitsangebot gibt: Die Obst- und Gemüseproduktion erfordert enorm viel Arbeitskraft.

Die ausländische Bevölkerung ist tendenziell jünger als die örtliche Bevölkerung. Sie befindet sich in der Altersgruppe zwischen 20 und 49 Jahren und ist daher im aktiven Alter, im Gegensatz zu der Überalterungstendenz der portugiesischen Bevölkerung.

Im Bildungsbereich spiegelt sich diese Realität auch in der Grundschule von São Teotónios wider. Im laufenden Schuljahr 2018/2019 hatten 30% der Schüler Migrationshintergrund aus 17 verschiedenen Nationen. (Darunter zählten Bulgaren (60), Inder (28), Nepalesen (24) und Brasilianer (16).)



Tania Santos ist Projektkoordinatorin des Interventionsprojektes ST in São Teotónio

Mit dieser neuen Wirklichkeit treten sehr unterschiedliche Gewohnheiten, Kulturen und Sprachen auf, die für einige Teile der Bevölkerung Schwierigkeiten oder Zwänge bereiten. Bei anderen dennoch als neue Möglichkeiten gesehen werden, sowohl für diejenigen, die ankommen, als auch für diejenigen, die sie willkommen heißen.

Um auf diese kulturelle Vielfalt reagieren zu können und ein Treffen zwischen so unterschiedlichen Gemeinschaften zu fördern, wurden in dem Gebiet eine Reihe lokaler Initiativen auf den Weg gebracht, die auf verschiedenen Ebenen die Integration der Migrantengemeinschaft fördern. Seit 2014 gibt es einen kommunalen Plan zur Integration von

Migranten. Die Gemeinde Odeira (MO) und die TAIPA-Kooperative für die integrierte Entwicklung des Landkreises Odeira fördern seit 2013 verschiedene soziale Interventionsprojekte: das ST-Projekt (finanziert durch das Choices-Programm (ACM)); das CLAIM - Local Support Center für die Integration von Migranten (finanziert von

Sind wir nicht alle ein wenig Schildkröte?

„Die Antwort auf die Frage, wie es hier im Dorf in Zukunft weitergehen soll, liegt vielleicht in dem Satz São Teotónio nã dorme. Ich glaube, es ist keinem bekannt, dass diesen Satz eine alma, ein deutsches Mädchen, an die Schulwand geschrieben hat. Und ich glaube, es sollten alle wissen, dass auch Migrantenkinder nicht nur Teil der Gesellschaft sind, sondern die Gesellschaft mit modellieren und ihre Zukunft mit gestalten.“

Überall spürt man eine starke Rückbesinnung auf Tradition und vergangener Kultur. Ein kleines Dorf, das lange Zeit nicht viel davon hielt, die Tradition künstlich herbeizureden, sondern sie im Alltag lebte, versucht nun zwanghaft, das Verschwindende festzuhalten. Doch wenn die Alten aussterben, es keine Eselskarren auf der Straße mehr gibt, die Jungen im Dorf das Handwerk der Alten nicht weiterführen, das Schweineschlachten nicht mehr von der Regierung geduldet wird, wie kann dann die Tradition weiterleben? Wenn sie nun hübsch verpackt in Trachten und Antik-Märkten daherkommt, existiert sie künstlich nebenher und wird instrumentalisiert für die Auseinandersetzung mit der neuen, aufdringlich fremden Welt und gezielt im politischen Diskurs eingesetzt.

Diese Rückbesinnung kann niemals authentisch sein, denn dazwischen hat die Zeit das Leben der Menschen und ihre Kultur verändert. Als ich meine Koffer packe und wieder Richtung Mitteleuropa aufbreche, hat sich die Schildkröte im See schon längst ins kühlere Tal davon geschlichen. Auch ich krieche mit meinem Gebäck und dem schützenden Panzer meiner Identität von einem Ort zum anderen, um mir mein Leben so schön wie möglich zu gestalten.“ – Tagebucheintrag

MO und lokalen Unternehmen) und das Giramundo-Projekt (finanziert von FAMI und lokalen Unternehmen).

Das ST-Projekt, das erste Interventionsprojekt im Bereich Migration, welches vor fünf Jahren in der Gemeinde Odemira auf den Weg gebracht wurde, ermöglichte die Schaffung von Maßnahmen in der Gemeinde S.Teotónio zur Verbesserung der sozialen, schulischen und kommunalen Integration, insbesondere der dort le-

benden Migrantenkinder und Jugendlichen. Die Aktivitäten konzentrierten sich auf die Unterstützung im schulischen Alltag, das Unterrichten von Portugiesisch, die Stärkung von Freizeitaktivitäten, die Entwicklung persönlicher und sozialer Fähigkeiten, die Förderungen eines interkulturellen Raumes und die Begegnung mit verschiedenen Wirklichkeiten und Kulturen.

Es gibt natürlich noch viele Hindernisse, die mit der Integra-

tion von Migranten verbunden sind. Dennoch hat das ST-Projekt zweifellos dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen der lokalen Gemeinschaft und den Migranten zu verbessern und die Vorstellung zu bekräftigen, dass Integration durch Nähe und Vertrauen möglich ist.

Bei einem Spaziergang durch die Straßen von S.Teotónio trifft man derzeit auf eine Mischung aus unterschiedlichen Farben, Sprachen und Gerüchen. Es ist

so wunderbar, die Gewürze in der Luft zu riechen, verschiedene kulturell geprägte Kleidungsstile zu beobachten, verschiedene Hautfarben zu sehen, unterschiedliche Sprachen zu hören, von denen man nicht annimmt, dass sie hier so nah sein können, dass die Welt so klein ist wie unser Dorf selbst. ■

Markttag

„Heute war Markttag. Immer wieder ein Eintauchen in fremde, aber vertraute Erinnerungen und Sinneswahrnehmungen. Gerüche, die an der Kleidung haften bleiben und Bilder, die im Gedächtnis gespeichert sind. Alte Männer mit Hut und Stock, immer im Pullover, egal wie heiß es ist. Frauen, die ihr Geld in Plastiktüten dabei haben und die Münzen darin zählen, wenn sie zum Zahlen aufgefordert sind. Aufgetürmte Haufen Kleidungsstücke zum Herumwühlen und tanzende Unterhosen, aufgespannt wie Felle zum Trocknen. Dazu das Gebrüll der Standleute mit dem Megaphon! „Wählen Sie, hier ist es am billigsten, nur zur Auswahl! Nur 5 Euro!“, dasselbe immer und immer wieder. Zahnlücken überall, bei jedem Gegrinse, sei es bei den alten Portugiesen oder bei den „Ciganos“, wie sie sich selbst nennen. Frauen mit rauer Stimme, die ihre Babys zum Stillen an die Brust anlegen, während sie noch um den Preis mit den Kunden feilschen. In geheimnisvolle Gespräche verwickelte ältere Männer in schwarzer Kleidung und mit schwarzem Hut, mit tiefen Furchen im Gesicht und lederartiger Haut.

Und trotzdem hat sie sich auch gewandelt, die scheinbar ewige Erscheinung des Marktes. Durch die Hygienevorschriften wurde das typische Grillen der Hühnchen eingeschränkt. Früher streiften dicke Rauchschwaden durch das Dorf, die mit dem Geruch von verbranntem Hühnerfleisch, Knoblauch und Paprikapulver geschwängert waren. Nun kann man das fettige, aber schmackhafte Erlebnis nur noch auf dem Markt selbst zu sich nehmen.

Gekocht wird vor Ort. Das Messer wandert über den großen, bunten Plastikschüsseln zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her und das geschnittene Stück wird einfach in die Schüsseln fallen gelassen. Zwischen Bergen von Plastiktüten steht das Geschirr und in verkrusteten Fettpfannen werden die Pommes unter lautem Gezische und Gespritze frittiert.

Auf kleinen Schemeln sitzend balanciere ich das Gewicht meines Körpers aus, weil eh mindestens ein Stuhlbein kaputt ist. Die Knie passen gar nicht unter den Tisch. Und der Hintern erst recht nicht auf den Hocker. Nach langem Warten haben wir endlich das bestellte Hühnchen und den Wein in schmierigen Gläsern bekommen. Die undefinierbaren Hühnerteile legen wir auf das Brot und nagen um den Knochen herum. Immer sind zu wenig Servietten da. Der Stromgenerator läuft ständig im Hintergrund. Der Lärmpegel ist enorm. Ich bin sehr froh, mich endlich aus dieser unbequemen Pose von den Hockern lösen zu können.



Neben den alten Portugiesen sehe ich sehr viele Ausländer. Ganze Tischreihen wurden für sie reserviert. Aussteiger, aber auch rüstige Rentner. Die meisten kommen aus England, Frankreich, Deutschland, Österreich oder Holland. Hier werden die Neuigkeiten ausgetauscht, Gerüchte bestätigt und neue erzählt, eine wahre Community. Das gilt natürlich auch für die portugiesischen Anwesenden. Viele von ihnen reisen zum Markttag aus ihren entlegenen Tälern und Bergen mit ihren lärmenden, alten Zündapps oder den neuen „Mata Velhos“ (tötende Alte) an. Kleinstfahrzeuge, die man schon mit einem Mopedführerschein fahren darf und die auf den Straßen allgemein gefährlich sind.

Obwohl hier das Alte scheinbar noch lebt und weiterlebt wird, besuchen den Markt hauptsächlich ältere Herren und Damen, Aussteiger, Immigranten und Touristen, die hier hauptsächlich wegen dem Erlebnis hier sind. Früher wurde der monatliche Markt tatsächlich nur zu Konsumzwecken besucht. Es gab schlichtweg sehr wenige Läden, und viele Alltagsgegenstände konnte man nur hier auf dem Markt erwerben.“ – Tagebucheintrag

Mopeds und Fahrräder

„Schon damals waren die Thailänder kaum zu sehen und wurden irgendwo auf dem Land in erbärmlichen Unterkünften untergebracht. Manchmal sah man sie mit alten, rostigen Drahteseln auf den Landstraßen fahren. Die ersten Radfahrer hier. Radfahren war im Dorf nicht besonders angesehen. Jeder, der etwas mehr Geld hatte, kaufte einen der günstigen Plastikroller für seine pubertierenden Kinder. Viele der alten, lärmenden, stinkenden Zündapp-Mopeds hingegen traf man auf den kleinen Wegen zum Dorf an, auf denen die serrenhos (von den Bergen kommenden) fuhren. Am Markttag ging es rund auf den Straßen: Betrunkene alte Herren chauffierten ihre dickleibigen Ehefrauen samt Einkaufstaschen und schweren Futtergetreidesäcken auf dem Gepäckträger in Schlangenlinien nach Hause. Die kleinen dünnen Reifen der Mopeds sahen dabei ziemlich platt aus, oder man konnte gar kaum das Moped unter der Last erkennen. Bequemer ging es mit den Maultierkutschen. Zwar war dadurch der Weg weiter, aber nicht nur die Einkäufe kamen sicherer zu Hause an, die Maultiere kannten den Weg, auch wenn ihre Herrchen ein paar Bier zu viel getrunken hatten.“



Jetzt sind die lärmenden Mopeds aus dem Alltag verschwunden. Dafür werden sie nun auf speziellen Treffen von der Jugend wieder neu herausgeputzt und poliert. Damals verschmähte die Dorfjugend diese ohrenbetäubenden Maschinen. Die Kutschen sieht man nur noch sehr, sehr selten und viele junge Portugiesen benutzen das Fahrrad jetzt ausschließlich als Sportgerät. Außerdem trifft man Fahrrad fahrende Inder und Thailänder an, die entweder zum Einkaufen radeln oder einen Ausflug an einem ihrer wenigen freien Tage an den Strand machen. – Tagebucheintrag

Impressum:

Fotos / Redaktion: Barbara Wimmer

Verlag / Herausgeber / Druck:

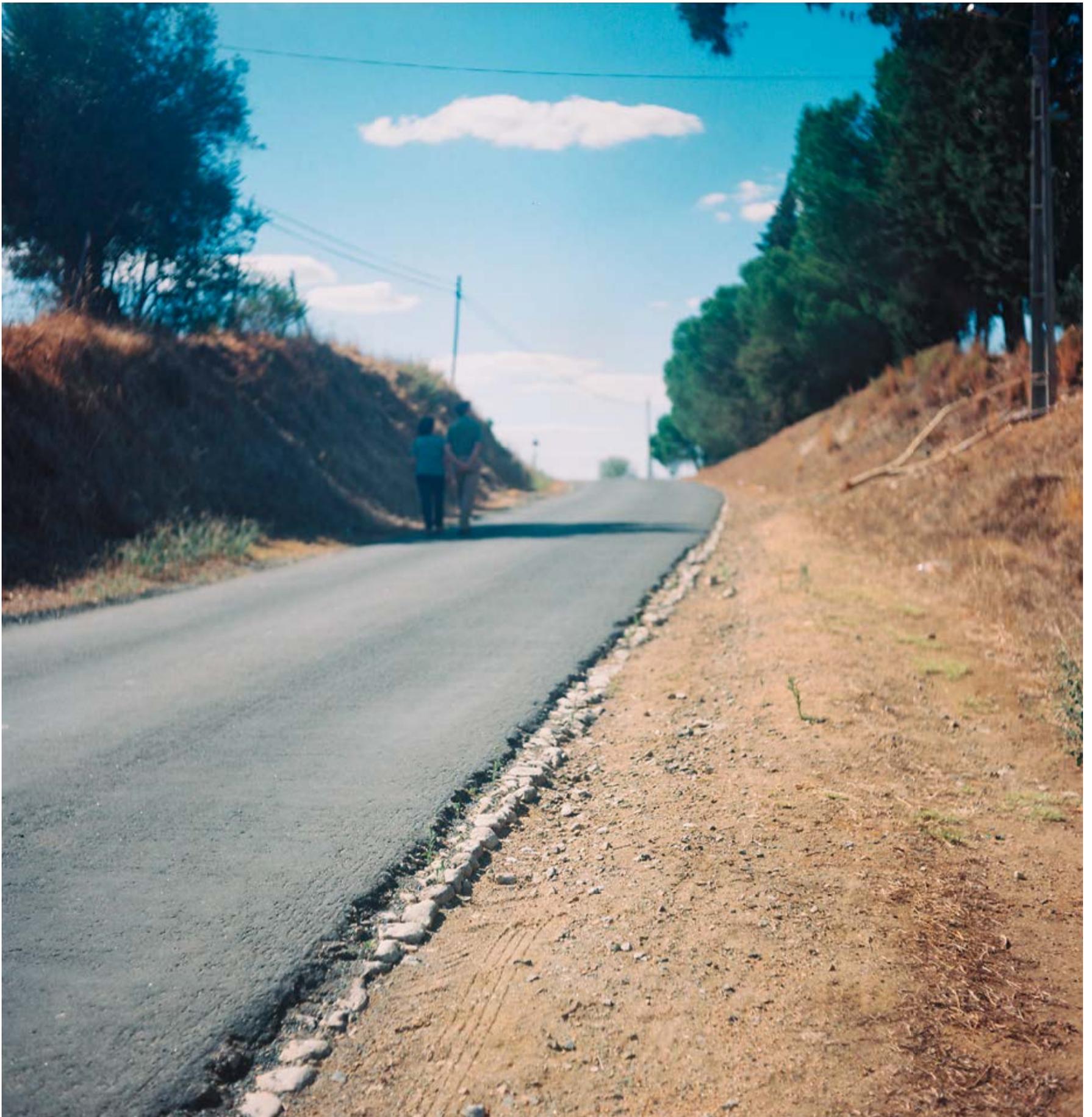
Kastner AG – Das Medienhaus, Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.

Steckbrief



Barbara Wimmer-Bulin hat Ethnologie und Soziologie an der Universität Tübingen studiert und arbeitet seitdem als freischaffende, fotografische Künstlerin. Auch ihr Leben konstruiert sich über mehrere Nationen: In Afrika – Lome/Togo – geboren, die Kindertage in Bayern verbracht, Jugendzeit in Portugal, São Teotónio genossen, zu Studienzeiten lange in Tübingen gewesen und im erwachsenen Alter in Prag groß geworden. Auch sie ist auf der unendlichen Suche nach der Heimat, wenn es DIE Heimat überhaupt gibt. Mit der Rückkehr nach Bayern erlebte sie jedoch eine neue Perspektive auf Orte und Sprache.





Unter der asphaltierten Straße ragen noch die von Hand geschlagenen Pflastersteine aus dem Monchique Gebirge vergangener Zeiten heraus.

Einzelnen wurden sie in sengender Hitze, mit rutschigen, geschwollenen Schweißhänden oder im starkem Regen, mit gefrorenen, zittrigen Händen, im eisigen Wind, der alle Knochen schmerzen lässt, von tausenden Wanderarbeitern ins Sandbeet gelegt und kniend festgeklopft. Klick, klick, klick. Der Diktator Salazar hatte es angeordnet, für ganz Portugal, um die Struktur zu verbessern.

Vergangene Zeiten unter lapidar darauf geklatschtem Asphalt.

Wohin führt dieser Weg?

Vergangenheit trägt die Zukunft.